

TOP 15

Berichte

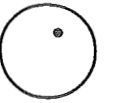
Gesellschaft für Volkskunde  
in Schleswig-Holstein



17. Jahrgang

April 1997

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e.V.

---

TOP 15

I 448/2/50  
Seminar für Volkskunde  
der Universität Kiel

## Lieber Leser, liebe Leserin,

und wieder ist eine Ausgabe vollbracht - Dank denen, die sich mit freiwilligen Beiträgen zu Wort gemeldet haben.

Dennoch wurde die Frage laut, ob es an der Zeit ist, daß man dieses kleine Heft einer anderen Veröffentlichung schlicht beilegt, wenn es denn etwas beizulegen gibt?

Im Jahr 1996 ist nur ein TOP erschienen. Die zweite Ausgabe fiel einem allgemeinen Winterschlaf anheim. Das zeitweilig zähe Ringen um Beiträge, das Herumtelefonieren nach potentiellen Autoren, dies sich nach abenteuerlichen Überredungsstrategien erweichen lassen, doch noch an einem nebligen Novembertag ihren Text zu übersenden, stimmt uns nachdenklich.

Machen wir etwas verkehrt? Oder ist es wie mit vielen dieser Aktivitäten, die einfach irgendwann langsam aber sicher einschlafen? Das wäre ausgesprochen schade, hat sich doch bisher ein akzeptabler kleiner Stapel lesenswerter volkskundlicher Arbeit angehäuft!

Aber es läßt sich tatsächlich kein Heft ohne Beiträge machen. Von nichts kommt eben nichts. Vielleicht braucht es ein neues Konzept, einen anderen Aufbau oder neue Rubriken, themenbezogene Ausgaben? (In der Planung ist von uns eine Ausgabe angedacht, die sich mit unterschiedlichsten Berufssituationen und -möglichkeiten von Volkskundlern befaßt.

Wir sind für weitere Vorschläge - und nach wie vor für alle Beiträge - dankbar, die auch unaufgefordert zum Fortbestand beitragen und TOP nicht zur Beilage degradieren lassen, zeigt doch das Vorliegende, daß es sich lohnt: Die Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein hat Positives zu berichten, über die gelungene Handwerksausstellung wird informiert, Erfahrungsberichte von VolkskundlerInnen gewähren interessante und amüsante Einblicke in die Arbeitsrealität, die Abschlußarbeiten am Kieler Seminar lassen einiges erwarten. Ein Kulturjahr mit vielerlei Ausstellungen steht bevor, zum Beispiel „Badeleben“ in Schönberg, ... und ganz aktuell „Der Hesterberg“, Ausstellung im Landesarchiv Schleswig-Holstein zur Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Heilpädagogik, Prinzenpalais, vom 19. März bis zum 5. Juni 1997, 8.30 bis 17.00 Uhr, mit einem umfangreichen auch volkskundlich relevanten Vortragsprogramm (näheres im Innenteil).

Es gibt also sicher viel zu berichten, und wir lassen nicht locker.

Ach, und noch etwas: Sollten wir die Fülle nun eintreffender Wortmeldungen in zwei Ausgaben dieses Jahres nicht unterbringen, darf es gern eine dritte geben!

*Vibe Pungger*

Top ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliederschaft.

TOP informiert regelmäßig über: Volkskundliche Arbeitskreise, Archive, Aufsätze, Auktionen, Ausstellungen, Bücher, Doktorarbeiten, Examensarbeiten, Exkursionen, Feste, Filme, Forschungsergebnisse, Karikaturen, Kongresse, Magisterarbeiten, Museumskonzepte, Presseartikel, Radiosendungen, Sammler, Stellenangebote, Tagungen, Volkshochschulangebote, Vorankündigungen, Vorlesungsverzeichnisse, Vorträge, Witze, Zeitschriften.

Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder.

Wir möchten alle, die sich mit Kultur- und Sozialgeschichte des Volkes beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Typoskripte oder besser Disketten (im DOS-Format) bitte an:

Vibe Pungner, M.A., Hof Kroog 4, 24146 Kiel; Tel.: 0431-789192

Redaktionsschluß für das nächste Heft ist der

**15. August 1997**

**Titelbild:** Arbeiter der Wagenfabrik Kreutzfeldt in Plön.  
Aus dem Katalog der Wanderausstellung „Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute“ der GVSH.

TOP 15/1997

Herausgeberin: Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Redaktion: Elisabeth Jacobs M.A., Stefanie Kemp M.A., Vibe Pungner M.A.,  
Manuela Schütze M.A., Frauke Rehder M.A., Ulrike Stadler  
M.A., Beate Borkowski M.A., Jochen Storjohann

EDV-Layout: Vibe Pungner M.A., Jochen Storjohann - EDITION BARKAU

Geschäftsstelle der GVSH: Jochen Storjohann  
Barmisser Weg 3  
24245 Großbarkau  
Tel.: 04302-279; Fax: 04302-9439

Bankverbindung der GVSH: Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg

Konto Nr.: 13 796 (BLZ: 214 500 00)

Editorial .....	3
Aufsätze	
<i>Silke Göttisch</i> , Volkskundliches Sammeln als Selbstvergewisserung .....	6
Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet	
„Gebaute Welten“ - Ein Bericht über die Herbsttagung 1996 .....	15
Vortragsdienst der GVSH .....	20
Abschlußarbeiten am Seminar für Volkskunde der CAU Kiel .....	23
Wanderausstellung „Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute“ .....	24
Gesuchte Anschriften .....	29
Aus Forschung und Lehre	
Zur Emeritierung von Professor Sievers .....	30
<i>Karin Szadkowski</i> , „Profile der Universitäts-Volkskunde heute“. Ein Bericht über die Tagung am 6./7. Februar 1997 in München, .....	36
VolkskundlerInnen in die Praxis. Informationsveranstaltungen für Kieler Volkskunde-Studierende .....	39
<i>Nina Hennig</i> , „Mein Leben als Museums-Volontärin“ - Berichte aus der Praxis. ....	41
Museen und Ausstellungen	
<i>Marion Bejshowitz-Iserhoht</i> , „An die Arbeit!“ .....	48
<i>Nina Hennig</i> , „Historische Fahrzeuge“ auf dem Hesterberg .....	57
<i>Beate Borkowski</i> : ABM im Freilichtmuseum Speckenbüttel in Bremerhaven .....	61
Buchbesprechung .....	63
Gesucht - Gefunden .....	64

## Volkskundliches Sammeln als Selbstvergewisserung<sup>1</sup>

Silke Götsch

Ich möchte meine Überlegungen mit einer kurzen Passage aus Susan Sontags Roman „Der Liebhaber des Vulkans“<sup>2</sup> einleiten:

„Am Eingang zu einem Flohmarkt. Keine Gebühr. Eintritt frei. Lässige Leute. Schlau und listig, heiter und ausgelassen. Warum reingehen? Was hoffst Du zu sehen? Ich schaue. Ich prüfe nach, was noch auf der Welt ist. Was noch übriggeblieben ist. Was sie nicht mehr wollen. Was geopfert werden mußte. Wovon jemand glaubte, es könnte einen anderen interessieren. Doch es ist nur wertloses Zeug. Wenn es dort, hier landet, ist es schon durchgesehen worden. Aber es könnte doch noch etwas Wertvolles darunter sein. Nicht wirklich wertvoll. Aber etwas, das ich haben möchte. Das ich retten möchte. Etwas, das zu mir spricht. Zu meinen Sehnsüchten. Zu mir spricht, von etwas spricht. Ach...“

Dieses literarisch-fiktive Bild eines Flohmarktes durch die Brille einer die eigenen Sehnsüchte reflektierenden Besucherin scheint mir eine gelungene Metapher für volkscundliches Sammeln zu sein. Auf dem Flohmarkt ist in der Regel das zu finden, was Menschen aus ihrem Besitz ausgemustert haben, was ihnen für ihren Gebrauch wertlos, überflüssig erscheint, aber andere Menschen, so glauben sie, könnten an diesen Sachen, an dem „Zeugs“ noch Interesse haben. Der Wert der Gegenstände ist weder materiell, noch im Gebrauchswert begründet, sondern er entsteht unter dem Blick des Suchenden. Der Gegenstand, so das fiktive Ich in dem Zitat, der Gegenstand spricht zu mir, zu meinen Sehnsüchten, und noch diffuser, er spricht von etwas! Wissenschaftlich ausgedrückt, der Gegenstand wird nicht mehr vorrangig in seiner eigentlichen Funktion wahrgenommen, sondern er wird zum Zeichen, zum Symbol. Aber ich will mein Bild nicht überstrapazieren, sondern es einbinden in mein Thema: Volkscundliches Sammeln als Selbstvergewisserung. Der Vergleich bietet sich an: So wie der Wert der abgelegten Dinge sich erst im Blick des Suchenden konstituiert, weil sie an eine Erinnerung, eine Stimmung, eben an Sehnsüchte rühren, ganz ähnlich erging es auch jenen Objekten, die heute die Depots der volkscundlichen Museen füllen. Als sie in den Blick des sammelnden Volkscundlers gerieten, waren sie häufig

<sup>1</sup> Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrages, der am 23. Februar 1996 im Rahmen der Götter Gespräche zum Thema „Sammlungskriterien der Volkscunde“ in der Volkscundlichen Abteilung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums in Schleswig gehalten wurde.

<sup>2</sup> Susan Sontag, *Der Liebhaber des Vulkans*. Frankfurt/Main 1996, S. 9.

schon aus ihrem herkömmlichen Verwendungskontext herausgelöst, waren „Zeugs“ geworden, aufgewertet wurden sie durch das Interesse des Sammlers.

## Zu den Anfängen volkscundlichen Sammelns

An dieser Stelle soll kein historischer Überblick über das Sammeln<sup>3</sup> schlechthin erfolgen, so reizvoll das wäre und so aufschlußreich auch die Vorgeschichte für unser Thema sein mag. Ich möchte mich auf das volkscundlich-kulturhistorische Sammeln beschränken.

Der Philosoph Odo Marquard, der das Verhältnis von Bewahrungskultur und Wegwerfgesellschaft thematisierte, teilte das Sammeln in drei Kategorien ein: 1. der Typus des vorsorgenden Sammelns, den er überwiegend der vorneuzeitlichen Epoche zuweist, 2. der Typus des entdeckenden Sammelns, der für die Frühe Neuzeit charakteristisch ist, als die Entdeckungen fremder Welten und Kulturen neue Wissensbestände hervorbrachten und eine Klassifikation dieses Neuen erforderlich machten, die sammelnd vorbereitet wurde, und 3. der Typus des bewahrenden Sammelns, der für die Zeit von ca. 1750 bis in die Gegenwart Gültigkeit hat. Grundlegend geändert hat sich in dieser Zeit die Qualität des Neuen. Bisher wurde es in der Welt entdeckt, nun wird es mit technischen Mitteln gemacht, vom Menschen produziert. Verbunden damit ist ein Einstellungswandel zum Neuen, das nun Fortschritt heißt, und es verändern sich die Vorzeichen des Sammelns: Nicht mehr das Neue, sondern das Alte wird nun zusammengetragen - bewahrendes Sammeln also. Marquard bringt diese Entwicklung auf die griffige Formel: „Die menschliche Weltaneignung tritt auseinander in Labor und Museum.“<sup>4</sup> Auch volkscundliches Sammeln beginnt in dieser Zeit.

Als in der Mitte des 19. Jahrhunderts die ersten kulturhistorischen Museen, ich denke z.B. an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, eröffnet wurden, knüpften sie mit ihren Konzeptionen an die Begeisterung für die vaterländische Geschichte an, mit der diese besonders nach den napoleonischen Befreiungskriegen in den zahlreichen vom Bürgertum gegründeten Geschichts- und Altertumsvereinen gepflegt wurde. Anfänglich verstand man vaterländische Geschichte durchaus als schichtenübergreifendes Konzept, die dingliche Überlieferung aller sozialen Schichten sollte im Germanischen Nationalmuseum zusammengetragen werden. Allerdings wurde dieser Plan nicht verwirklicht, was viele Gründe hatte; einmal scheiterten solche Pläne an der Fülle und Unübersichtlichkeit des Sammelbereichs, aber auch an dem

<sup>3</sup> Vgl. dazu den Sammelband *Macrocosmos in microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Herausgegeben von Andreas Grote. Opladen 1994.

<sup>4</sup> Odo Marquard, *Wegwerfgesellschaft und Bewahrungskultur*, in: wie Anm. 2, S. 914.

sich zuspitzenden Streit über den Rang der Kulturgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft.

Eigentliche volkskundliche Museen entstanden erst am Ende des 19. Jahrhunderts, und da werden viele Stränge zusammengeführt. Da ist zunächst einmal das Umfeld der Welt- und Industrieausstellungen zu nennen: Volkskunstsammlungen, Stubeninterieurs und Bauernhausfassaden, die selbstverständliche Zutat waren, kontrastierten die internationale und vereinheitlichende Industriekultur. Viele der auf den Ausstellungen präsentierten Volkskunstsammlungen bildeten später den Grundstock für nationale Museen. Dort, wo die Technik als Motor menschlichen Fortschritts abgefeiert wurde, bediente man sich der vorindustriellen Volkskultur zur Selbstvergewisserung nationaler Einmaligkeit. Die aufgebauten ethnographischen Dörfer regten zur Gründung von Freilichtmuseen an, so 1891 in Skansen bei Stockholm durch Artur Hazelius.

Die im 19. Jahrhundert verlaufenden rasanten Wandlungsprozesse wie Industrialisierung, Verstädterung usw. schafften ein Bedürfnis nach Orientierungspunkten. Die bäuerliche Kultur wird zur in sich stabilen und wohl geordneten Gegenwart stilisiert, in ihr, so das Interpretament des städtischen Bürgertums, spiegelt sich das Wesen von Region und Nation zugleich wider. Doch auch Brüche werden sichtbar. Es ist unübersehbar, daß die traditionelle bäuerliche Welt im Wandel begriffen ist, und das forciert die Energien zu sammeln. Ein Beispiel für diese Entwicklung ist das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes, das 1889 in Berlin auf Initiative von Rudolf Virchow eröffnet wurde. Die Sammlungen wurden von dem jungen Ulrich Jahn vorangetrieben, der 1888 „Probekollektionen“ auf Rügen durchführte. Was er dort erwarb, würde man heute unter die Kategorie „Volkskunst“ subsumieren: nämlich Trachten und Trachteneinzelteile, z.B. über 50 buntbestickte Brustlätze, Bernsteinschmuck, Prunkhandtücher, Bett- und Tischwäsche, 18 Schwingelblätter mit farbigen Wachseinlagen, über 30 Bandwebebretter, Waschhölzer, Mangelbretter, eine umfangreiche Sammlung von volkstümlich bemaltem Gebrauchsgeschirr und Fischereigeräte, wie Eigentumsmarken, mit Steinen beschwerte Anker, Netze, Pfieme usw.<sup>5</sup>

Die Disparität der Stücke macht es schwer, ein dahinterstehendes Konzept auszumachen. Gesammelt wurde - unter dem Aspekt Volkskunst - alles, was verziert, bemalt war und möglichst altartig wirkte, um es dann in Vitrinen und Schränken ohne Kontext zu präsentieren oder geschmacklerisch zu Brauchtumsszenen mit Trachtenpuppen und Stubeninterieur zu arrangieren, wie das von Jahn entworfene Ensemble: Hochzeitswerber in einer sorbischen Bauernstube.

<sup>5</sup> Ulrich Steinmann, Die Entwicklung des Museums für Volkskunde von 1889 - 1964. in: 75 Jahre Museum für Volkskunde zu Berlin 1889 - 1964. Berlin 1964, S. 13.

Was im Germanischen Nationalmuseum noch als umfassendes Konzept, das die materielle Überlieferung aller sozialen Schichten erfassen sollte, gedacht war, wird nun auf die ästhetische Komponente verkürzt. Volkskunst wird verstanden als Ausdruck jener Zeit, als das Volk noch ganz bei sich war.

Die volkskundliche Sammeltätigkeit wurde inspiriert von der Suche nach dem Nationalen im Regionalen und behielt die vaterländischen Werte fest im Blick. Die Wahrnehmung dessen, was als sammelwürdig galt, war vorstrukturiert und damit selektiv. Sie war geprägt durch die Deutung der Gegenwart, in der man Verlust und Niedergang konstatierte. Vergangenheit - ahistorisch und sozial diffus verstanden - erhielt ihre Bedeutung erst aus dem Leiden an der Gegenwart. Museen und ihre Sammlungen sollten eine bessere Welt bewahren, die als Remedium für das großstädtische Publikum verfügbar sein sollte. Die „Volkskunst“-Sammlungen, die zeitgleich in den Kunst- und Gewerbemuseen zusammengetragen wurden, waren als Mustervorlagen für ein durch die industrielle Produktion desorientiertes Handwerk intendiert.

Das „Zeugs“, die Zeugen einer vorindustriellen Zeit, diente als Orientierungshilfe in einer sich unaufhörlich verändernden Welt, die aus den Fugen geraten zu sein schien. Volkskundliches Sammeln war Selbstvergewisserung, rückwärts und auf das Land hin ausgerichtete Verortung. Wie sehr solche Vorstellungen zur geglaubten Wirklichkeit auch für Museumsleute wurden, mag ein Zitat aus einem Führer des Thaulow-Museums von 1911 belegen. Gustav Brandt, der damalige Direktor, kommentierte die Ausstellung zur Probstei mit folgenden Worten: Die Probstei „war ein in sich völlig abgeschlossenes Gebiet, das in Sitten, Tracht und Schmuckformen an Kleidern wie an Möbeln eigene Art ausbildete und lange bewahrte. So finden wir auch hier in den einfachen aber gut und straff stilisierten Intarsiaornamenten eine Volkskunst, die echt bäuerlichen Charakter trägt und weniger von städtischer Mode beeinflusst ist als das meiste, was wir von bäuerlicher Kultur aus anderen Landschaften kennen“. Gerade das aber stimmte nicht, gerade die Probstei ist ein Musterbeispiel für vielfältige kulturelle Vermittlungsprozesse zwischen Stadt und Land, Inland und Ausland, sozialen Schichten usw.

Dennoch: dem geschilderten Sammlungsparadigma blieb die Volkskunde lange verhaftet. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg vollzogen sich langsam und unmerklich Veränderungen. Ich möchte erinnern an die Sammlungen von Arbeitsgerät, die Arnold Lühning in Schleswig seit den frühen 1960er Jahren zusammengetragen hat. Seine Sammlung und Präsentation zur vorindustriellen ländlichen Arbeitswelt war zu ihrer Zeit bahnbrechend.

## Der rote Großvater kommt ins Museum - oder das Dilemma der Alltagskultur

Den Paradigmenwechsel in der volkskundlichen Museumsarbeit dokumentieren der Aufsatz von Ernst Schlee „Das volkskundliche Museum als Herausforderung“ und die sich daran anschließende Diskussion, die in eine allgemeinere Auseinandersetzung um die Neuorientierung im Fach Volkskunde um 1970 eingebunden war.

Die Unzufriedenheit mit und das Wissen um die Unzulänglichkeiten herkömmlicher Sammlungs- und Präsentationsstrategien führte zu einer Umorientierung in der Museumsarbeit, die nun den Begriff der „Alltagskultur“ in ihr Zentrum rückte. Alltag zielte dabei in erster Linie auf eine soziale Kategorie, nämlich auf die Geschichte und Kultur der ländlichen und städtischen Unterschichten, der unterprivilegierten Menschen, die nun endlich in scharfer Abgrenzung zu einer ästhetisierenden Volkskunst-Präsentation museumswürdig gemacht werden sollten. Damit waren nicht nur die alten Sammlungsprinzipien und Präsentationsformen des kulturhistorischen Museums in Frage gestellt, sondern die gesellschaftliche Relevanz einer ganzen Institution. Der Wandel war radikal. Vor allem die Lebens- und Arbeitswelt der Industriearbeiter wurde nun vorrangiges Objekt musealer Dokumentation. Musealisiert wurde, was bislang nicht oder nur in Ausnahmen in die Depots der Museen gelangt war: Emailgeschirr, Arbeitskleider, Fabrikordnungen, Wandschmuck wie der röhrende Hirsch und vieles andere. Wo die Originalstücke nicht mehr beschafft werden konnten, griff man zu Inszenierungen, in denen Original und Rekonstruktion eine für den Betrachter unentwirrbare Symbiose eingingen, wie z.B. im Ruhrlandmuseum in Essen. Der Zweck heiligte die Mittel.

Was war gewonnen? Ich glaube eine ganze Menge. Es entstanden an den volkskundlichen und kulturhistorisch ausgerichteten Museen Sammlungen, die das Recht der unteren Sozialschichten auf Präsenz im Museum und damit in der Geschichte dokumentieren. Das Bewußtsein für Zusammenhänge, für die Kontextualisierung der Museumsobjekte wurde geschärft und in Ausstellungen umgesetzt. Ich erinnere mich an eine Ausstellungseinheit im Historischen Museum in Frankfurt, einem der ersten Museen, das sich den neuen Konzepten verschrieb, wo an einer Zuckerzange der koloniale Warenhandel und sein Einfluß auf die bürgerliche Kultur erläutert wurde. Hier macht das Bild von Sigfried Giedion über die Welt, die sich im Kaffeelöffel spiegelt, wörtlich Sinn.

Der Bruch mit den überkommenen Mustern musealer Arbeit ging wiederum mit Selbstvergewisserung einher. Nachdem lange Zeit die bäuerliche, vorindustrielle Welt als Bezugsgröße fungiert hatte, suchte man sich neue Ahnen, legte sich eine neue Biografie zurecht. Kaum ein Museum kam ohne die obligate Arbeiterküche aus, ein Ensemble, das für Ausbeutung (Ort der Heim- und damit Kinderarbeit), für beengte

Wohnverhältnisse (multifunktional auch als Wohn- und Schlafräum genutzt), aber auch für intakte soziale Beziehungen (Treffpunkt der Arbeiterbewegung) zugleich stand. Selbstvergewisserung einer durch die Studentenbewegung geprägten Wissenschaftlergeneration.

Alltagskultur hieß das Sammlungsparadigma der letzten 25 Jahre. Ein Wandel deutet sich an, denn in jüngster Zeit mehrten sich in der Volkskunde die Stimmen, die eine kritische Auseinandersetzung damit einfordern, die Bilanz ziehen. Denn, so Gottfried Korff, einer der exponiertesten Kritiker, es wurde ein Boom losgetreten, der anfänglich zweifellos seine volle Berechtigung hatte, in der letzten Zeit aber zunehmend in einer „Auratisierung des Banalen“ einmündete.

Alltag oder auch Alltagskultur, Begriffe, die einst so euphorisch als Ersatz für die altmodischen und ideologieverdächtigen Bezeichnungen „Volkskunst und Volkskultur“ aufgegriffen wurden, verlieren zum Schlagwort degradiert mehr und mehr an Profil. Alltag ist allemal eine diffuse Kategorie, schon die Frage nach seinem Gegenstück (Festtag?, Oberschicht?, beides wohl nicht) also schon die Frage nach dem Gegenstück läßt uns ratlos zurück. Ob der Blochsche Utopie-Begriff hier weiterhilft, wie es Hermann Bausinger<sup>6</sup> vorgeschlagen hat, bleibt zu prüfen.

Noch einen weiteren Kritikpunkt bringt Korff vor: Alltag ist ein anschmiegsamer Begriff, mit ihm ließ sich der Boom der Museumsgründungen der 1980er Jahre vorzüglich legitimieren. „Der Alltag“, so Korff<sup>7</sup>, „war Passepartout für den allenthalben aus dem Boden sprießenden Lokalexhibitionismus; er war Karrierehelfer für die kleineren Museen im Lande, die landauf, landab installiert wurden“. Jene Objekte, die die großen Museen als Alltagskultur sammlungs- und ausstellungswürdig machten, begründeten auch den Existenzanspruch der jungen Lokal- und Heimatmuseen. Denn Objekte der Alltagskultur gab es noch überall aufzustöbern, gleichsam um die Ecke. Alltag als Substitut für Volkskultur im Industriezeitalter ist jedoch keine analytische Kategorie. Eine Annäherung an Lebenswelten kann er - so verstanden - nicht leisten. Alltag als Konzept für Sammeln und Präsentieren im Museum krankt mittlerweile an der Trivialität seiner Objekte und letztlich auch an der Banalität und damit Beliebigkeit seiner Aussagen. Das in der Diskussion um die Alltagsmuseen fast schon geflügelte Wort von Gottfried Korff spitzt diesen Befund zu: „War vor Jahren ohne Zweifel das Plädoyer für die museale Aufbereitung der Alltagskultur noch ange-

<sup>6</sup> Hermann Bausinger, Alltag und Utopie, in: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, Jg. 6, H. 2 1991, S. 12-21.

<sup>7</sup> Gottfried Korff, Die Wonnen der Gewöhnung. Anmerkungen zu Positionen und Perspektiven der musealen Alltagsdokumentation, in: Gottfried Korff und Hans-Ulrich Roller (Hg.), Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit. Tübingen 1993 (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 11), S. 24.

bracht, um das ‚Recht der kleinen Leute‘ in Geschichte und Gegenwart einzufordern, so verliert sich heute das gleiche Plädoyer in einer banalen Reliktbegier, die Wurstopfapparate und Konservendosen zu Ikonen eines Mentalhistorismus hochstilisiert. Nicht nur die Hinwendung zu den Kleinwelten scheint erforderlich, sondern - vermehrt - die Erinnerung an die großen Strukturen, Fragen und Linien.“<sup>8</sup>

Die gesammelten Objekte müssen damit ja nicht nutzlos geworden sein, sie sollten nur anders genutzt werden. Thema sollte die Rückgewinnung des Horizontes sein, in den die Objekte eingebunden waren. Martin Scharfe hat das in das folgende sprachliche Bild gekleidet: „Es könnte ja noch einmal ein Wunder geschehen, ein Wandlungswunder. In dem Augenblick, da wir bereit sind, die banalen Altertümer - oder genauer: die Sammlungen der historischen Trivialitäten - in Frage zu stellen (das heißt: wenn wir uns nach unserem Tun befragen), verwandeln sie sich auf wunderbar anmutende Weise in historische Zeugen. Das sieht man den Objekten selbst nicht an - aber dem Zusammenhang, den wir um sie legen.“<sup>9</sup>

Welche Schlußfolgerungen können wir nun für unser Problem Sammlungsstrategien in der Volkskunde daraus ziehen? Am einfachsten wäre das Problem sicher mit der Antwort zu erledigen: wer alles sammelt, der macht nichts falsch. Aber an einem ähnlichen Totalitätsanspruch ist man schon Mitte des 19. Jahrhunderts gescheitert, wieviel eher dann heute. Also es heißt wiederum selektieren, also eine Auswahl treffen und die Kriterien für diese Auswahl offenzulegen und zu begründen.

Drei Möglichkeiten neuerer Konzeptionen möchte ich vorstellen, um daran einige abschließende Überlegungen anzuknüpfen<sup>10</sup>.

Das erste Beispiel ist das Sammlungskonzept des Museums für Volkskultur in Württemberg in Waldenbuch. Es gibt dort drei Sammlungsschwerpunkte, die sich ergeben aus a. einer Vernetzung mit bisherigen Sammelschwerpunkten, b. einem Anknüpfen an den das Württembergische Landesmuseum prägenden Typ des Landesgewerbemuseums und c. einer Abgrenzung zu anderen überregionalen Museen, hier das

<sup>8</sup> Gottfried Korff, Aporien der Musealisierung. Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat, in: Wolfgang Zacharias (Hg.), Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung. Essen 1990, S. 68.

<sup>9</sup> Martin Scharfe, Aufhellung und Eintrübung. Zu einem Paradigmen- und Funktionswandel im Museum zwischen 1970 und 1990, in: Rekonstruktion von Wirklichkeit im Museum. Tagungsbeiträge der Arbeitsgemeinschaft „Kulturgeschichtlicher Museen“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Hildesheim 3.-5. Oktober 1990, hg. von Susanne Abel, Hildesheim 1992 (= Mitteilungen aus dem Roemer-Museum Hildesheim Abhandlungen NF H. 3), S. 60.

<sup>10</sup> Vgl. dazu den Themenblock „Sammlungskonzepte der Gegenwart“ (bes. die Beiträge von Gabriele Mentges, Britt Bogren Ekfeldt und Martin Ruch), in: Museumsarbeit. Zwischen Bewahrungspflicht und Publikumsanspruch. Stuttgart 1992 (= museumsmagazin 5), S. 34-78.

Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. Aus diesen grundsätzlichen Überlegungen liegt das Schwergewicht auf folgenden vier Sammlungsfeldern:

1. die Vermittlungsweise der Waren/Reklame;
2. die Ausbildung einer neuen Dingästhetik und Dingkultur am Beispiel der Gebrauchskeramik und des Kunststoffes;
3. die Technik und ihr Einfluß auf die Lebensformen, z.B. Technisierung des Haushaltes;
4. Ausbildung eines neuen Kleidungsverhaltens und neuer Körperlichkeit am Beispiel der württembergischen Textilindustrie.

Das zweite Beispiel ist das schwedische Projekt „Samdok“, eine flächendeckende Dokumentation der schwedischen Gegenwart, an der fast alle Museen im Lande beteiligt sind. Nicht nur Objekte, auch andere Informationen (Statistiken, Schriftquellen etc.) werden archiviert. Eine Methode, die für synchrone Schnitte nützlich sein mag, deren Zwang nach totaler Erfassung aber die Grenzen schon in sich trägt. Ein drittes Konzept wird bereits an manchen Orten umgesetzt und heißt „ausstellungsbezogen“ sammeln, d.h. gesammelt wird, was für die nächsten Wechelausstellungen gebraucht wird. Da Ausstellungsthemen relativ kurzfristig erarbeitet werden und in der Regel gesellschaftlich und/oder wissenschaftlich diskutierte Themen aufnehmen, können die Sammlungsbestände für ihre Zeit ein gewisses Maß an Repräsentativität ohne Zweifel abdecken. Ein solches Konzept taugt allerdings für ein Landesmuseum, so meine ich, kaum. Ein zentrales Museum sollte ein Ort des kollektiven Erinnerens sein. Die Zufälligkeit von Ausstellungen aber ist nicht dazu angetan, angemessene gesellschaftliche Gedächtnisarbeit zu leisten.

Ich will noch einmal auf mein Thema zurückkommen: Sammeln als Selbstvergewisserung. Meine beiden Beispiele (Sammeln um 1890 und in den 1970er und 1980er Jahren) sollten zeigen, daß die Sammlungsstrategien für kulturhistorische Museen nur zu verstehen sind vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Befindlichkeiten einer Zeit. Was zusammengetragen wird, worauf der „sehnsüchtige Blick“ fällt, ist ohne Zweifel in real feststellbaren Defiziten begründet, aber was als Defizit, als Leerstelle im Bestand ausgemacht wird, ist nicht beliebig, sondern korrespondiert zu gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Parametern.

Aus dieser Not gilt es, so meine ich, eine Tugend zu machen. Selektion, Auswahl ist ein Gebot, aber die Selektion sollte nicht beim Gang über den Flohmarkt stattfinden, sondern sie sollte sich orientieren an den Problemen unserer Zeit. Voraussetzung für eine Sammlungsstrategie ist die Reflexion des Standorts und der Aufgaben, den volkskundliche oder kulturhistorische Museen in unserer Gesellschaft haben. Die Präsentation sollte zeigen, welche Antworten Menschen in verschiedenen Epochen auf die Herausforderungen ihrer Lebensverhältnisse fanden, und das Museum selbst



sollte ein öffentlicher Raum sein, in dem Probleme unserer Gesellschaft mit den Möglichkeiten der musealen Vermittlung diskutiert werden. Aus diesem Verständnis muß ein Sammlungskonzept folgen, das sich an den Problemen unserer Zeit orientiert und die Dingwelt dazu nutzt, gesellschaftliche Problemfelder wie z.B. das Verhältnis Mensch - Natur, kulturelle Gegensätze, Interkulturalität zu erschließen. Die Objekte sollten als Dokumente die gesellschaftliche Dimension der materiellen Kultur vermitteln können, auf Probleme verweisen und die dahinterstehenden großen Strukturen deutlich machen. Auch dann ist volkskundliches Sammeln vergewissernd, nicht für das Selbst, sondern für die Vergewisserung eines gesellschaftlichen Standortes in den Diskussionen unserer Zeit.

## Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet

### „Gebaute Welten“

Ein Bericht über die Herbsttagung 1996 der GVSH

Fast 50 Teilnehmer hatten sich am 10. August 1996 im Drathenhof im Freilichtmuseum Molfsee versammelt, um an der Herbsttagung der GVSH teilzunehmen. Die Vorträge standen unter dem Aspekt neuerer Hausforschung in Norddeutschland. In dem Vortrag von Nils Hansen wurden die Bemühungen der Nationalsozialisten, die Produktion der Landwirtschaft zu steigern, am Maßstab der Förderung des ländlichen Bauens gemessen. Die ländlichen Bauten waren allerdings an den 64.000 neuen Wohnungen der Jahre 1933-1943 nur mit einem Viertel beteiligt und kamen seit 1938 fast völlig zum Stillstand. Bevölkerungsabnahme, gute Substanz vorhandener Gebäude, finanzielle Schwächung durch die Weltwirtschaftskrise, erschwerter Bezug von Baumaterialien, Einberufung von Handwerkern und letztlich der Baustopp nicht-kriegswichtiger Gebäude während des Krieges trugen dazu bei. Im Baustil wurden traditionelle Gebäudetypen und Baumaterialien bevorzugt, wobei sich die Nationalsozialisten auch der Ideen der Heimatschutzbewegung bedienten und als eigene „verkauften“. Die Baukultur wurde zur „Rassen- und Stammesfrage“ erhoben, und industriezeitliche Innovationen galten als minderwertig. Auch eine Übernahme süddeutscher Bauformen wie des Erkers fand statt, in diesem Fall in einer Schwundform als flacher Wandvorsprung. Während die Behörden bei Privatbauten durchaus modernere Formen und Materialien zuließen, wurden in öffentlich geförderten Siedlungsprojekten der Rückgriff auf Bauformen der vorindustriellen Zeit gefordert. Für den Bau von Arbeiterwohnhäusern hatte die Bauernschaft ein Musterhaus entworfen mit 61 qm Wohnfläche und 9,2 qm Stallfläche, dessen Form die Landwirte bevorzugen sollten, wenn sie öffentliche Förderung erhalten wollten. Extrem war die Einflußnahme auf die Besiedlungsformen an der Westküste, wo von 1933 bis 1937 sechs neue Köge mit rund 330 Siedlungsstellen entstanden, auf denen „neues Bauerntum“ nach den Prinzipien der NS-Ideologie angesiedelt werden sollte. In dem größten neuen Koog, dem heutigen Dieksanderkoog (damals Adolf-Hitler-Koog), entstanden 54 Vollbauern, 10 Kleinbauern, 21 Landarbeiter- und 7 Handwerkerstellen, die als Streusiedlung mit einem Ortskern angelegt wurden. Als ideologisches Zentrum entstand die Neulandhalle, deren Architektur und Innenausstattung bäuerliches und nordisches Bauen im Sinne der NS-Ideologie versinnbildlicht.

Bei den Siedlungshäusern waren die künftigen Bewohner zur Mitarbeit verpflichtet, ohne ein Mitspracherecht bei der Gestaltung zu haben. Die Gebäude sollten sich an den „Urformen stammeseigener Bauernhaustypen“ anlehnen, ohne Rücksicht auf die praktischen Anforderungen des modernen Lebens und Arbeitens zu nehmen. So konnten einige Häuser weder quer noch längs aufgeschlossen werden, Innenständer zur Stützung des Daches behinderten die Arbeit. Eigenkonstruierte Anbauten der Bauern, die ähnliche hallenmäßige Bauten wie im Sönke-Nissen-Koog forderten, mußten wieder entfernt werden.

Der Vortrag zeigte die Diskrepanz zwischen Eigenpropaganda der NS-Ideologie und Wirklichkeit auf: Zum einen entsprach die tatsächliche Anzahl der Bauten nicht dem propagandistischen hohen Wert und die Ausführung der bäuerlichen Wirtschaftsstellen entsprachen nicht der Nützlichkeit, sondern erhielten eine ideologietragende Funktion. Forschungsdesiderate bleiben bezüglich genauerer Untersuchungen besonders im Hinblick auf das Wohnen unter Berücksichtigung volkskundlicher Methoden. Auch das Verhältnis heutiger Bauformen, die Bauelemente wie den „Friesengiebel“ aufgreifen, zur damaligen Propagierung ist zu untersuchen.

Mit der „Einrichtung der Gartenstadt Elmschenhagen“ im Südosten Kiels beschäftigte sich Renko Buß (Kiel), die ihre Entstehung der Aufrüstung zur See im Kriegsmarinehafen Kiel verdankte. Lokale Bedenken gegen die Barackenlager, in denen Arbeiter untergebracht worden waren, verstärkten die Absicht Kriegsmarine und Luftwaffe, sich an der Entwicklung einer „Gartenstadt“ zu beteiligen, deren Idee von dem städtebaulichen NS-Ideologen Gottfried Feder weniger von dem sozialreformistischen Ansatz des Engländers Ebenezer Howard als von der antisemitisch-nationalistischen Gartenstadtidee von Theodor Fritsch übernommen worden war. Die Siedlung sollte sich aus der Straßenwohngemeinschaft über eine Zelle, einen umfassenderen Block und einer aus mehreren Blöcken bestehenden Ortsgruppe zur Stadt entwickeln, in deren Mittelpunkt eine Platzanlage - der noch heute bestehende Andreas-Hofer-Platz - liegt. Bauträger war die Siedlungsbaugesellschaft der Gebrüder Frank, die der Gartenstadtidee des Engländers Howard das nationalsozialistische Prinzip überstülpten. Wie der Bauer „bodenständig“ sein sollte, sollte der Arbeiter „betriebsständig“ sein, und durch die Verwurzelung in seinem Haus dem Schreckgespenst des entwurzelten Menschen der Großstadt gegenüberstehen.

Wegen des Kriegsbeginns konnte Elmschenhagen nicht wie geplant 1939 fertiggestellt werden, wurde aber trotzdem weitergeführt. Geplant waren 6.106 Wohnungen in Elmschenhagen-Nord und -Süd. Zur Richtfeier am 7. Dezember 1939 konnte allerdings nur ein Musterhaus mit fünf verschiedenen Wohnungstypen fertiggestellt werden. Es gab drei Grundtypen für 1) Arbeiterfamilien mit Kindern (60 qm), 2) Familien ohne Kinder, 3) Beamte und Angestellte mit höherem Einkommen (92 qm).

Die Möblierung richtete sich nach der für „Siedlermöbel“ festgelegten Norm RAL 430 C: einfache Konstruktionen aus heimischen Holzsorten.

Die Siedlungen unterstanden der Wohnungsaufsicht der Kriegsmarinewerft. Unangemeldete Besuche, gegenseitige Kontrolle der Bewohner und ein fristloses Kündigungsrecht bei Verstößen gegen den „Gemeinschaftsgedanken“ setzten die Bewohner unter stetigen Druck. Keiner sollte sich entziehen können. Die Kette von der „Betriebsgemeinschaft“ über die Gemeinschaftssiedlung wurde die „Schicksalsgemeinschaft im Endkampf“, die letztlich dazu führte, das Elmschenhagen-Nord zu 70 % zerbombt wurde. Der Krieg, für den die Siedlung gebaut worden war, zerstörte sie wieder.

Ausgehend von Konrad Bedals Ansatz, der Hausforschung die Frage nach der Sozialstruktur hinzuzufügen, untersuchte Nina Hennig (Kiel) „die Nachbarschaft, gefaßt als eine soziale Beziehung zwischen Menschen, die den Lebensraum einer Straße gemeinsam teilen“. Untersuchungsobjekt ist eine Straße in Meldorf (Dithmarschen). Quellengrundlagen sind zum einen Archivalien aus verschiedenen Ämtern, zum anderen qualitative Interviews und letztlich Fotografien.

An drei Manifestationen soll die Nachbarschaft untersucht werden: Nachbarschaftshilfe, Konflikte und Festlichkeiten. Als besonders prägend für Kontakte der Anwohnerschaft wurden das Alter, das Geschlecht und die Wohndauer herausgearbeitet. Das Alter bedingt häufig ähnliche Situationen, mit denen sich die Menschen auseinandersetzen müssen. Damit verbunden ist auch eine ähnliche Aneignung bestimmter Werte und Normen. Auch der Familienstand spielt eine Rolle bei den Kontakten, vor allem, wenn Kinder vorhanden sind. Das Geschlecht ist insofern bestimmend für nachbarschaftliche Beziehungen, als die Frauen den aktiven Part übernehmen, selbst wenn sie berufstätig sind. Die Wohndauer, die im Schnitt 21,3 Jahre beträgt, trägt auch erheblich zur Kontaktpflege bei, da sie eine gewisse Vertrautheit beinhaltet.

In den Interviews wird die Stellung der Bewohner zu „ihrer“ Straße deutlich. Starke Begrünung durch Straßenbäume und Gärten, verbunden mit einer gewissen Ruhe sind wichtig und bilden einen Gegenpart zu einer benachbarten Straße, in der zum Teil sozial schwächere und kinderreiche Familien wohnen. Die Wertschätzung liegt auch in den großen Grundstücken, die als Reproduktionsraum beliebt sind. So wird die Straße auch von Außenstehenden als „gute Wohnlage“ bezeichnet, die positiv besetzt ist. Und so empfinden die Bewohner ihre Straße als Heimat, die ihnen Sicherheit, aktive Lebensgestaltung und Identität gibt - eine heile Welt als Gegensatz zu allem „Unheilen“, der private Lebensraum wird idyllisiert.

Abschließend betonte die Referentin, das Häuser keine Solitäre sind, sondern immer im Kontext stehen, der in anderen Straßen durchaus anders ausfallen kann.

Nach einem Mittagessen mit anschließendem Spaziergang durch das Freilichtmuseum Molfsee wurde die Vortragsreihe mit dem Bericht von Hartmut Hildebrandt und Michael Kopischke über das am Freilichtmuseum angebundene Projekt „Das Bordesholmer Haus und seine Nebengebäude zwischen 1600 und 1870“ fortgesetzt. Nach der Konstatierung, daß die Erforschung der Hauskultur seit einigen Jahren kaum Gegenstand der Forschung war, ergaben sich drei Desiderate: Gesamtinventarisierung in Holstein, Quellenaufarbeitung und Beachtung der Nebengebäude.

Für die Darstellung ist man auf Schriftquellen angewiesen. Für das Gebiet Bordschholm gibt es drei Quellen mit unterschiedlichem Aussagegrad. Ein „Inventarium“ von 1709 zählt akribisch jedes Gebäude auf mit einer Beschreibung der Größe. Ein Erdbuch von 1765 enthält nur die Anzahl der Gebäude, und eine Gebäudesteueranleihe von 1867 listet alle Gebäude mit genauer Beschreibung auf, die durch die späteren Flurkarten an Wert zunehmen.

Die Gemarkungskarten dienen als Grundlage einer Gesamtinventarisierung. Die Anzahl der Gebäude beträgt etwa 3.000, verteilt auf 800 Liegenschaften. Mit dieser Karte sind Ortsbegehungen durchgeführt worden, so daß der Bestand vor 1870 vollständig erfaßt ist. Zu den Haus- und Erdbüchern treten andere Archivalien wie z.B. Hofübergabeverträge.

Die Ergebnisse des zweijährigen Projektes sind schon teilweise schriftlich niedergelegt worden, vor allem zum „Wohnen und Wirtschaften im Amt Bordschholm im frühen und mittleren 18. Jahrhundert“. Geplant ist die Herausgabe von Zeichnungen aufgemessener Gebäude.

Den Abschluß bildete der Vortrag von Michael Schimek über das Forschungsprojekt „Wandel des ländlichen Bauens und des Bauhandwerks von den 1890er bis in die 1920er Jahre“, das am Museumsdorf Cloppenburg durchgeführt wird. Nicht nur der Baubestand, sondern auch der Bau selbst und die mit ihm verbundene volkskundliche Handwerksforschung stehen im Mittelpunkt. Um einen überregionalen Vergleich herstellen zu können, wird am Freilichtmuseum Kiekeberg im Landkreis Harburg ein Parallelvorhaben durchgeführt. Herangezogen werden schriftliche Quellen, Bauzeichnungen und Registerbände der Landesbrandkasse, die bis 1994 arbeitete. Durch die lückenlose Überlieferung ist eine quantitative Erfassung möglich. Ausgehend vom Baubestand werden ausgewählte Untersuchungseinheiten dokumentiert, dazu werden Befragungen der Bewohner durchgeführt.

In einem Exkurs ging der Referent auf die Probleme der Feldforschung ein und betonte die Kooperationsbereitschaft der Bewohner der Häuser, berichtete aber auch von verschlossenen Türen, die die Interviewer verunsicherten und zu einer Selbstreflexion der Rolle der Betragenden im Forschungsprozeß führten.

Erforscht werden nicht nur die landwirtschaftlichen Bauten, sondern auch alle anderen Gebäude wie z.B. Traföhäuschen und Industriekomplexe, die in dem Forschungszeitraum entstanden sind. Im Anschluß daran führte der Referent die einzelnen untersuchten Regionen vor: im Ammerland die Moorkolonien Augustfehn II und III sowie als Gegenpol die bäuerliche Ortschaft Vreschen Bokel, in der sich das Gulffhaus erst im Laufe des Untersuchungszeitraums gegen das Niederdeutsche Hallenhaus durchgesetzt hat. Aus der Moormarsch wurden die Bauerschaften Bardenfleth und Eckfleth vorgestellt mit ihrer Marschhufensiedlungsweise.

Größere Schwierigkeiten in der Erforschung bereiteten die Gebäude unterbäuerlicher Schichten, da die meist kleineren Häuser häufig umgebaut und verändert worden sind. Den Abschluß bildeten die Aufzeichnung von Modernisierungstendenzen, die schon vor dem Ersten Weltkrieg einsetzten und in den zwanziger Jahren fortgesetzt wurden. In dem Resümee betonte Schimek, daß sehr lange von den Bauhandwerkern nach regional verbindlichen Mustern geplant und gebaut wurde, wobei das Repräsentationsbedürfnis offensichtlich vor Komfort rangierte.

Jochen Storjohann

## Ankündigung

Die nächste „Herbsttagung“ der GVSH steht unter dem Thema „Maritime Volkskunde“. Sie wird am

**1. November 1997**

in Kiel stattfinden. In fünf Vorträgen werden Forschungsergebnisse von Projekten und Untersuchungen aus Schleswig-Holstein und dem Ostseeraum vorgestellt.

Als Referenten haben zugesagt:

*Wolfgang Rudolph*: Einführung

*Anton Englert*: Das Wrack aus dem Hedwigenkrog - Rekonstruktion einer Strandung an der Küste Norderdithmarschens im frühen 18. Jahrhundert

*Reinhard Goltz*: Von „Seefahrt ist not!“ bis „Sünn in de Seils“. Zur Literarisierung maritimer Lebenswelten

*Stefanie Hose/Holger Janssen*: „Waden, Wörns und Wrucken“ - Erste Erkundungen der Lebenswelt Gothmuder Fischer am Anfang des 20. Jahrhunderts.

*Wolfgang Steusloff*: Zu neueren Forschungen am Wossidloarchiv in Rostock. (Arbeitstitel)

Die Tagungsunterlagen werden allen Mitgliedern rechtzeitig zugesandt. Andere InteressentInnen wenden sich bitte an die Geschäftsführung.

## Vortragsdienst der GVSH

Kulturhistoriker und Volkskundler in Schleswig-Holstein befassen sich mit einem breiten Spektrum von Themen auch aus der neueren und neuesten Zeit. Die GVSH faßt im folgenden eine Reihe von Vorträgen zusammen, die Wissenschaftler/innen der Gesellschaft über ihr spezielles Arbeitsgebiet halten. Interessierte Veranstalter (z.B. Vereine, Volkshochschulen, Museen, Archive) mögen sich direkt an die Referenten/innen wenden, um inhaltliche Schwerpunkte, Termin, Honorar etc. abzusprechen.

*„Auf, Du junger Wandersmann!“ - Handwerkerwandern im 19. Jahrhundert.*

Stefanie Hose M.A. und Holger Janssen, Sandbarg 2, 24248 Mönkeberg, Tel. 0431-231862, Fax 0431-231322. Statt der sonst üblichen Dias wird der Vortrag mit Handwerkerliedern und Zitaten, gesungen und gesprochen von Holger Janssen, begleitet.

*Von der höfischen Menagerie zum zoologischen Garten.*

Zur Geschichte der Haltung exotischer Tiere.

Bettina Paust, M.A., Dorfstraße 47, 24867 Dannewerk.

*Tod und Trauerkultur im frühen 19. Jahrhundert.*

Norbert Fischer, M.A., Forsmannstraße 5, 22303 Hamburg, Tel. 040-2708089.

*Landleben in norddeutscher Malerei des 19. Jahrhunderts*

Aufgrund seiner Magisterarbeit „Imaginiertes Landleben in norddeutscher Malerei des 19. Jahrhunderts“ kann der Referent Dia-Vorträge zu verschiedenen Künstlern (z.B. Hermann Kauffmann, Carl Ludwig Jessen, Otto H. Engel und anderen) und zum Kunstschaffen in verschiedenen Regionen Schleswig-Holsteins (vor allem Nordfriesland, Föhr, Probstei, Ekensund/Flensburger Förde) anbieten. Im Mittelpunkt steht das Interesse, das die Künstler am Leben auf dem Lande hatten, wie sie es dargestellt haben, warum sie es auf eine ganz bestimmte Art und Weise in ihre Bilder gesetzt haben und was für Werte und Einstellungen hinter ihren Bildern stehen.

Uwe Claassen M.A., Vereinsstr. 80, 20357 Hamburg, Tel. 040 - 430 02 09.

*Meiereimädchen im 19. Jahrhundert.*

Sie stehen uns als hübsche junge Mädchen vor Augen, adrett gekleidet und anmutig die Dracht auf der Schulter tragend - gesehen mit den Augen städtischer Künstler des

19. Jahrhunderts auf der Suche nach ländlicher Idylle. Mit der historischen Wirklichkeit hat dieses ästhetische Bild nichts zu tun: Meiereimädchen verrichteten auf den Gütern in Holstein und Schleswig härteste körperliche Arbeit, besaßen wenig persönlichen Freiraum und kaum Rechte. Der Vortrag schildert Lebens- und Arbeitsabläufe in Gutshof und Meierei und die soziale Stellung der Mädchen, er beschreibt Wohn- und Hygienebedingungen sowie die schlechte Vertrags-, Versicherungs- und Lohnsituation. In Gemälden, Stichen, Zeichnungen und alten Fotos wird ein vergessener bzw. falsch gesehener Frauenberuf in unserer Region wieder lebendig.

Dr. Heinrich Mehl, c/o Landesmuseum Schleswig, Tel. 04621/813-255.

*Historische Bildquellen zur Volkskultur in Schleswig-Holstein.*

Historische und volkskundliche Forschung kann auf einer großen Anzahl schriftlicher Quellen in den Archiven des Landes aufbauen. Daß auch Bilder eine wichtige Quelle zur Volkskultur in Schleswig-Holsteins Vergangenheit sein können, macht in einem Dia-Vortrag der Volkskunde-Dezernent des Landesmuseums deutlich. Er stellt große Werke der bildenden Kunst wie Skizzen unbekannter Laien vor, führt in die Bilderwelt der Volkskunst, alter Karten und Pläne oder der frühen Photographie ein. Ob Inselmotive der „Volkslebensmaler“ des 19. Jahrhunderts, Buchillustrationen eines Otto Speckter, historische Ansichtspostkarten oder die Grabsteine auf Schleswig-Holsteins Friedhöfen, stets fragt der Referent nach ihrer Aussagekraft: Wie authentisch, wie individuell berichten sie über vergangene Lebens- und Arbeitsformen, wie hilfreich sind sie als Beleg für Handwerk und Brauchtum, für Gerät und Kleidung unserer Vorfahren?

Dr. Heinrich Mehl, c/o Landesmuseum Schleswig, Tel. 04621/813-255.

*Spiele gestern und heute.*

Spiele und Spielzeug sind stets ein Spiegelbild der Zeit gewesen, sagen viel über die Gesellschaft, über Sozial- und Technikgeschichte aus. Der Vortrag bietet einen Blick in die Kulturgeschichte des Spiels, verfolgt ihre Entwicklung vom Mittelalter bis in die Gegenwart und beschreibt wichtige Motive des Spielzeugs in Deutschland und Schleswig-Holstein. Dabei wird deutlich, daß sich die Grundformen seit Jahrhunderten kaum verändert haben, Wandel hat es meist nur in Material, Ästhetik und Technik gegeben. Besondere Schwerpunkte des Vortrags sind Themen wie „Jungenspiel/Mädchenspiel“, „Kriegsspiel“, „Der Baukasten“, „Technikspielzeug“ oder „Spiele für Erwachsene“.

Dr. Heinrich Mehl, c/o Landesmuseum Schleswig, Tel. 04621/813-255.

*„Ins Rollen gebracht“ - Auswirkungen der Eisenbahn auf das Leben in kleinen Städten und auf dem Land. Mit Lichtbildern.*

Als die Eisenbahn kam, war sie ein Verkehrsmittel mit bisher unbekannter Leistungsfähigkeit: auf die Minute pünktlich, schnell, vollkommen wetterunabhängig und mit gewaltiger Ladekapazität. Der Prozeß der Industrialisierung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde durch die Eisenbahn erheblich beschleunigt. Die Auswirkungen waren für die Menschen auf dem Land genauso umwälzend wie in den großen Zentren. In dem Vortrag wird am Beispiel der Marschbahn, der heutigen Strecke Elmshorn - Westerland, erläutert, was sich durch den Eisenbahnbau im einzelnen veränderte. Viele Entwicklungen würde man heute auf den ersten Blick nicht mehr mit der Eisenbahn in Verbindung bringen. Zeitgenössische Fotos, Postkarten, Zeitungsanzeigen und Werbung sollen auch visuell ein Bild der Eisenbahn vermitteln.

Monika Frohriep M.A., Schulkamp 18, 22609 Hamburg

*Industrialisierung auf dem Land am Beispiel Schleswig-Holstein.*

Dr. Nils Hansen, Waitzstraße 39 b, 24105 Kiel, Tel. 0431-562621

*Kinderarbeit in schleswig-holsteinischen Fabriken im 19. Jahrhundert.*

Dr. Nils Hansen, Waitzstraße 39 b, 24105 Kiel, Tel. 0431-562621

*Kieler Sprotte. Volksnahrungsmittel und kaiserliche Delikatesse.*

Vor über 200 Jahren wurde der Begriff „Kieler Sprotten“ zum ersten Mal namentlich erwähnt. Inzwischen ist er zu einem Wahrzeichen für die Kieler Region geworden. Aus der Blütezeit dieses Räucherartikels, die um die Jahrhundertwende ihren Höhepunkt erreichte, ist zahlreiches Bildmaterial erhalten. Anhand der Geschichte der Kieler Sprotten soll dem Hörer durch die Darstellung von Fang, Verarbeitung und Verkauf der Ware ein Einblick in die Lebens- und Arbeitsweisen der Fischer- und Fischräucherfamilien gegeben sowie die Stellung des Räucherartikels als Nahrungsmittel aufgezeigt werden.

Karin Szadkowski M.A., Romintener Weg 58, 22844 Norderstedt, Tel. 0172-4119896, Fax 040-5263462.

*Zwischen den Kulturen?*

Eine Untersuchung zur kulturellen Orientierung von Frauen aus der Türkei anhand lebensgeschichtlicher Interviews.

Marion Bejshowitz-Iserhoht M.A., c/o Seminar für Volkskunde der CAU Kiel.

Auf Anfrage vermittelt die Redaktion gern Referenten und Referentinnen für volkskundliche Vorträge. Anfragen bitte an die Geschäftsführung der GVSH, Barmissers Weg 3, 24245 Großbarkau; Tel. 04302/279, Fax: 04302/9439.

## Aus dem Seminar für Volkskunde

### Abgeschlossene Magisterarbeiten:

#### **Serocki, Kirsten**

„Zwischen den Meeren“. Zur Vermittlung des Heimatbildes Schleswig-Holsteins durch Lernbücher des Heimatkunde- und Sachkundeunterrichtes der Jahre 1945-1975 am Beispiel der Kieler Grundschulen.

#### **Hinrichsen, Ute**

„Das Hausiren mit allerhand Waaren“. Zum Hausierhandel in den Herzogtümern Schleswig und Holstein 1774-1846.

#### **Arfsten, Antje**

Osterlandföhrer Visitationsprotokolle im 19. Jahrhundert. Lebensverhältnisse und obrigkeitliche Bewertung.

#### **Hennig, Nina**

Eine Straße und ihre Menschen 1936-1995. Struktur und Wandel einer kleinstädtischen Nachbarschaft.

#### **Gemind, Aud**

Der Wandel des Gesellschaftstanzes in Deutschland während der Weimarer Republik.

#### **Petschelt, Claudia**

Volkskundliche Interpretation von Reiseliteratur zu Schleswig-Holstein für die Zeit von 1775-1875.

#### **Schulze, Sabine**

„... brodtlose Künste ...“. Zur Schaustellerei in den Herzogtümern Schleswig und Holstein 1763-1838.

#### **Buß, Dirka**

Stadterweiterung in der Kaiserzeit in Kiel - Administrative Planung und gesellschaftliche Aneignung.

#### **Köcher, Jörg**

„Hinz und Kun(t)z“ und „Hempels“. Zwei Obdachlosenzeitungen im Vergleich.

#### **Wolter, Julia**

Bilder von Schweden. Mediale Vermittlung und touristische Erwartung.

## Wanderausstellung

### „Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute“

In der Stadtparkasse Neumünster zeigte die Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. vom 27. Januar bis zum 19. Februar 1997 eine Fotoausstellung zur Geschichte des Handwerks in Schleswig-Holstein. Die Präsentation wurde ermöglicht durch die großzügige Unterstützung der Sparkassenstiftung Schleswig-Holstein. Um ein möglichst breites Besucherspektrum zu erreichen, soll die Ausstellung landesweit in Sparkassen und öffentlichen Einrichtungen gezeigt werden. Zum Konzept gehören die Ergänzung der Fotos mit dreidimensionalen Objekten aus den Sammlungen der jeweiligen örtlichen Museen sowie Vorträge und Führungen (auf Anfrage) durch den „Arbeitskreis Handwerk“.

Die gezeigten Fotografien wurden zusammengestellt aus privaten und öffentlichen Sammlungen, Archiven und Museen Schleswig-Holsteins. Sie zeigen die Arbeit in den Werkstätten, auf den Baustellen oder auch gestellte Gruppenbilder, meistens aus der Zeit um 1900, auf denen sich die Meister stolz mit ihren Gesellen, Lehrlingen und Familien zeigen. Die Aufnahmen mit erläuternden Texten geben Einblick in einen der zentralen Themenkomplexe der Volkskunde: Im Handwerk haben sich aus der Arbeit im Familienbetrieb, der innerbetrieblichen Hierarchie zwischen Meister, Gesellen und Lehrlingen, den besonderen Autoritäts- und Ausbildungsverhältnissen ganz spezifische Lebensweisen mit eigenen Sozialstrukturen und berufsständisch geprägten Wert- und Normsystemen entwickelt. Auf der Grundlage professioneller handwerklicher Arbeit wurde dabei in den Betrieben der Qualität der Arbeit und der Produkte stets eine besondere Bedeutung beigemessen. Über die wirtschaftshistorischen Zusammenhänge hinaus verdeutlicht die geschichtliche Entwicklung des Handwerks die enorme Flexibilität der in diesen Berufen tätigen Menschen. Immer wieder aufs Neue mußten sich die Handwerker den aktuellen Erfordernissen anpassen, die politische, wirtschaftliche oder technische Neuerungen mit sich brachten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchlebte das Handwerk auch in Schleswig-Holstein einen tiefgreifenden Wandel durch den Prozeß der Industrialisierung. Neue Produktionstechniken ermöglichten eine Massenfertigung von Waren, die die Versorgung in den entstehenden städtischen Ballungszentren sicherstellte. Dieser Konkurrenz schien das traditionell durch kleine Betriebseinheiten und kundennahe Auftragsarbeit geprägte Handwerk nicht gewachsen zu sein. Seine starren Berufsorganisationen, die Zünfte, wurden von den Vertretern des Liberalismus bekämpft und letztendlich 1867 mit Einführung der Gewerbefreiheit aufgelöst. Das Fehlen jeglichen gewerberechtl. Schutzes bedeutete für viele Handwerksbetriebe

das Ende im wirtschaftlichen Wettbewerb mit Fabriken und Großhandel. Andere hingegen eröffneten sich durch Umwandlung in eine „Fabrik“, Übernahme von Reparaturarbeiten, Dienstleistungen auch oder reinen Warenverkauf neue Möglichkeiten der Existenzsicherung. Einige Berufe konnten nur durch kunstgewerbliche Produktion überleben. Die für das Handwerk typische Einheit von selbständiger oder auftragsgemäßer Warenherstellung, von Verkauf und Reparatur im überschaubaren Familienbetrieb, ging jedenfalls überall weitgehend verloren.

In Schleswig-Holstein konnte sich vielerorts erst durch die Einflüsse der Industrialisierung ein starkes Handwerk entwickeln. Die damalige preußische Provinz war eine ausgesprochene Agrarregion mit eingeschränktem Konsum von Handwerkserzeugnissen, weil die Bauern weitgehend auf Selbstversorgung eingestellt waren. Erst durch die Gewerbefreiheit war es den Handwerkern erlaubt, sich außerhalb der Städte niederzulassen. So gab es in der Mitte des 19. Jahrhunderts in allen Dörfern und ländlichen Kleinstädten ein breites Spektrum an verschiedenen Handwerksbetrieben mit vielfältigem Warenangebot. Intensivierung und Modernisierung der Landwirtschaft ermöglichten nun der Landbevölkerung durch höheres Einkommen den Erwerb käuflicher Waren. Von der neuen Kaufkraft profitierten vor allem die örtlichen Handwerker, denn die neuen Industrieprodukte fanden nur allmählich Zugang in die abgelegenen Regionen Schleswig-Holsteins.

Seit Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges erfuhren alle diese Handwerkszweige nachhaltige Veränderungen. Die Gründe für den augenfälligen und statistisch nachweisbaren Niedergang bestimmter produzierender Gewerbezweige, die der industriellen Konkurrenz unterlagen, wie etwa die Weberei, die Färberei, die Töpferei oder die Böttcherei, sind aber auch im Wandel des modischen Geschmacks der Konsumenten zu suchen. So wurden beispielsweise fabrikgefertigte Baumwollstoffe dem schweren handgewebten Leinen vorgezogen ebenso wie Steinzeug- oder Emaillegeschirr den irdenen Kannen und Schüsseln der heimischen Töpfer. Die sinkende Nachfrage nach ihren Produkten bedeutete für viele Handwerker die Aufgabe ihres Berufes und damit verbunden einen steilen sozialen Abstieg in die Schicht der Arbeiterschaft. Einigen, die über ausreichend Startkapital verfügten, gelang es, sich auf den Handel mit Industrieprodukten umzustellen. So wurden Töpfereien zu Porzellanhandlungen, und manche Schneider eröffneten ein Konfektionsgeschäft.

Einige Handwerker verlegten den Schwerpunkt ihrer Produktion auf die Weiterverarbeitung von industriell hergestellten Halbfertigprodukten, wie zum Beispiel die Schmiede. Sie bezogen nun Rohlinge für Hufeisen und Reifringe für Wagenräder vom nahen Eisenwerk und machten diese nur noch passend. Viele Schmiedewerkstätten wie auch Stellmachereien entwickelten sich zu Landmaschinenhandlungen, wo moderne Arbeitsgeräte verkauft und vor allem repariert wurden.

Das Lebensmittelgewerbe hingegen brauchte die städtischen Großbäckereien und Fleischwarenfabriken nicht zu fürchten, denn es mangelte noch an Konservierungstechniken und Transportmöglichkeiten, um auch die Kundschaft auf dem Land zu versorgen.

Der Einsatz neuer Maschinen veränderte auch einen der ältesten und wichtigsten ländlichen Handwerksberufe, den des Müllers. Die wachsenden Viehbestände der aufblühenden Landwirtschaft benötigten enorme Mengen an Futterschrot, die die alten, handwerklich betriebenen Mühlen bald nicht mehr decken konnten. Viele Bauern gründeten eigene Mühlengenossenschaften, um leistungsstärkere und vom Wind unabhängige dampfbetriebene Mühlenanlagen zu errichten. Weil eine Umrüstung der Mühle auf neue Techniken nicht mehr lohnte, waren viele handwerklich arbeitende Müller zur Aufgabe ihres Berufs gezwungen.

Eine besondere Entwicklung nahm das Bauhandwerk. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte wegen der guten Agrarkonjunktur auf dem Lande ein nachhaltiger Bauboom ein. Die traditionelle Bauweise von Fachwerkhäusern wurde abgelöst durch moderne Wohn- und Wirtschaftsgebäude in massivem Ziegelbau und mit Dächern aus Teerpappe und Schiefer. Die Zahl der Maurerbetriebe stieg zwischen 1882 und 1907 um 20% an; die Zahl der Beschäftigten in diesem Gewerbe verdoppelte sich sogar. Kurse und Ausbildungsgänge an den Gewerbeschulen in Kiel und Eckernförde boten den Handwerkern die Möglichkeiten, den Umgang mit den modernen Baustoffen und Techniken und das Formempfinden der industriezeitlichen Architektur zu erlernen.

Auch die Maler, die bis dahin auf dem Lande nur selten zu finden gewesen waren, fanden in den großen Wohnräumen der gründerzeitlichen Architektur ein reiches Betätigungsfeld. Die Einrichtungen der neuen Häuser wurden meist von ortsansässigen Tischlereien gefertigt, die in der Lage waren, ihre Werkstätten zu mechanisieren. Je nach Größe des Betriebes trieben nun Pferdegöpel, Windkraftanlagen, Dampfmaschinen oder Elektro- und Dieselmotoren die Maschinen an.

Neben diesem vielfältigen Wandel der traditionellen Handwerksbranchen entstanden mit der industriezeitlichen Entwicklung aber auch ganz neue Berufe. Hierzu gehörten Fotografen, Elektriker, Installateure und Mechaniker. Mit der Integration der Landbevölkerung in die Konsumgesellschaft vergrößerte sich auch das Bedürfnis nach modernen technischen Errungenschaften. Jede Branche mußte ihren eigenen Weg finden, sich den veränderten technischen Gegebenheiten, besonders aber den neuen Kundenwünschen anzupassen.

Auch die Organisationsform des Handwerks wurde erneuert. Mit der Einführung der Gewerbefreiheit hatten die Zünfte weitgehend ihre Funktion verloren, und die Handwerker suchten nach neuen Formen der Interessenvertretung. Nach dem Vorbild von Industrie und Landwirtschaft wurden 1900 in Flensburg und Lübeck Handwerks-

ammern gegründet, um sich effektiver der Konkurrenz der Industrie zu stellen und die Qualität der handwerklichen Tradition und vor allem der Ausbildung zu sichern. Auch berufsständische Wertevorstellungen wurden festgeschrieben, mit denen sich das „ehrbare Handwerk“ gegenüber der Arbeiterschaft abgrenzte.

Der Modernisierungsprozeß des Handwerks kam mit Beginn des Ersten Weltkrieges zum Stillstand. Fortan prägten vor allem politische Einflußnahmen seine weitere Entwicklung. Dazu gehörten die Einschränkungen des Krieges mit Zwangsbewirtschaftung, Engpässen in der Rohstoffversorgung, Arbeitskräftemangel und Zerstörung, Hunger und Not. Es folgten die Krisenzeiten der Weimarer Republik, die zudem neue Steuer- und Arbeitsgesetze mit sich brachten. Es kam zu Verkleinerungen der Handwerksbetriebe und zu zahlreichen Konkursen.

Die Handwerker setzten zunächst ihre Hoffnung in den aufkommenden Nationalsozialismus mit seiner ideologischen Wertschätzung der handwerklichen Tugenden wie Traditions- und Autoritätsbewußtsein, Bodenständigkeit und schöpferische Kraft. Neue Richtlinien und Wirtschaftsgesetze festigten die inneren Strukturen des



Nach der Begrüßung durch den Direktor der Stadtparkasse Neumünster, Herrn Bundtzen, und der fachlichen Einführung von Frau Dr. Tillmann fanden die ausgestellten Bilder regen Zuspruch der zahlreich erschienenen Gäste der Stadtparkasse und der GVSH.

Handwerks, und auch die Auftragslage besserte sich bis zum Ende der dreißiger Jahre. Doch der Krieg brachte wieder Rohstoffverknappung und Arbeitskräftemangel. Nach Kriegsende spielte das Handwerk beim Wiederaufbau eine tragende Rolle, denn die kleinen Betriebe konnten flexibler als die schwerfällige, kriegsgeschädigte Industrie reagieren. Selbst Handwerkszweige, die längst als verschwunden galten, wie Böttcher und Korbmacher, konnten sich kurzfristig wieder etablieren, weil die industrielle Fertigung noch nicht wieder angelaufen war. 1949 hatte die Zahl der handwerklichen Betrieb und Beschäftigten ihren geschichtlichen Höchststand erreicht.

Wie alle anderen Gewerbebezüge auch profitierte das Handwerk in den 50er Jahren vom „Wirtschaftswunder“. Der allgemeine Konjunkturverlauf und der Wandel der Produktnachfrage und Produktionstechnik prägten nun die Entwicklung des Handwerks. Ähnlich der Entwicklung zu Beginn des Jahrhunderts litten die traditionellen Branchen unter einem Auftragsrückgang. Viele Erzeugnisse wurden nicht mehr gebraucht oder waren unmodern geworden. Manche dieser Berufe sind heute „ausgestorben“, andere, wie Weber, Töpfer und Glasbläser haben vor allem in Fremdenverkehrsregionen überlebt. Sie gelten noch heute als besonders wertvoll, traditionell und regionaltypisch.

In den expandierenden Branchen hatte sich in den siebziger Jahren die Zahl der Beschäftigten im Vergleich zur frühen Nachkriegszeit verdoppelt - eine Tendenz, die noch heute zu beobachten ist. Denn zum Personal der vergrößerten Handwerksbetriebe gehören nun auch Bürokräfte, kaufmännische Angestellte und Reinigungspersonal. Dem Betrieb voran steht noch immer der Meister, denn der Befähigungsnachweis gilt noch heute. Seine Ehefrau war und ist meist mit in die Arbeit eingebunden. Ausgebildete Handwerkerinnen oder gar Meisterinnen sind dagegen in der Minderzahl. Mit Ausnahme weniger Branchen sind die Handwerksberufe noch heute eine Männerdomäne. Aber auch diesbezüglich werden im Handwerk Anpassungen an die veränderten gesellschaftlichen Anforderungen möglich sein.

Diese Entwicklung wird auch in den Bildern und Texten der Ausstellung deutlich. Die ausgewählten Beispiele gehen immer wieder auf den Wandel des Handwerks ein, und auf manchen Fotos wird deutlich, in welcher Entwicklungslinie ein Betrieb steht.

*Elisabeth Jacobs, Doris Tillmann*

### Nächster Ort der Wanderausstellung:

Der nächste Ausstellungsort der Wanderausstellung „Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute“ wird die

### Kreissparkasse in Plön

sein. Am

**27. Mai 1997**

wird dort vor geladenen Gästen die Eröffnung stattfinden; ab 28. Mai 1997 (bis 19. Juni 1997) kann die Ausstellung in der Schaltherhalle besucht werden.

### Gesuchte Anschriften

Es kommt immer wieder vor, daß Adressenänderungen der GVSH nicht mitgeteilt werden. So werden Sendungen zurückgeschickt, und das Porto ist vergeblich bezahlt. Wer die neuen Anschriften der folgenden Mitglieder kennt, möge sie bitte der Geschäftsführung unter Tel. 04302-279 oder Fax 04302-9439 mitteilen.

Hans-Heinrich Krüger  
Kreuzhorst 1  
31547 Rehburg-Loccum

Birgit Fischer  
Ellbekhof  
24963 Herrishoe

Marie-Luise Thomsen  
Südring 14  
24357 Fleckeby

Regina Löneke M.A.  
Händelstraße 6  
Göttingen

Werner Hinze  
Semperstraße 67  
22303 Hamburg

Regina Rohde  
Klingbergstraße 3  
25832 Tönning

Manfred Otto Niendorf  
Wikboldt-v.-Anken-Str.  
25348 Glückstadt

Regina Schulz-Giese  
Projensdorfer Str. 2  
24106 Kiel

Heike Brümmer  
Münstereifeler Str.  
53879 Euskirchen

Jenny Dümon M.A.  
Holtenuer Str. 3  
24106 Kiel

Karin Haist  
Maurienstraße 19  
22305 Hamburg



## Aus Forschung und Lehre

### Zur Emeritierung von Professor Sievers

*Die TOP-Redaktion hatte beabsichtigt, anlässlich der Emeritierung von Prof. Sievers ein Interview mit ihm zu führen. Ihm war es aber lieber, einen kleinen „Abschieds“text selbst zu formulieren, den wir hier gerne wiedergeben.*

Für die freundlichen und anerkennenden Worte und die beeindruckenden Darbietungen, die Sie mir zu meiner Verabschiedung haben zuteil werden lassen, danke ich Ihnen herzlich. Ich möchte meinen Dank mit einer kurzen autobiographischen Retrospektive auf die Jahre meiner Tätigkeit am Seminar für Volkskunde an der Kieler Universität verbinden.

Am 1. August 1996 habe ich nach 34 Jahren das „Ende meiner Dienstfahrt“ erreicht. Im Rückblick stellen sich mir diese Jahre als eine durchaus wechselvolle Geschichte dar, die notwendigerweise eng mit der Entwicklung des Faches Volkskunde an der Christiana Albertina verbunden ist.

Als ich im Frühjahr 1962 meinen Dienst als wissenschaftlicher Assistent begann, wurde ich der Volkskundlichen Abteilung des Germanistischen Seminars zugewiesen, deren Leitung Leopold Kretzenbacher mit seiner Berufung aus Graz 1961 - wie genau 100 Jahre zuvor Karl Weinhold - übernommen hatte.

Nachdem Kretzenbacher 1966 Kiel verlassen hatte, um einem Ruf nach München zu folgen, trat Karl-Sigismund Kramer an seine Stelle und gründete 1967 das Seminar für Volkskunde.

Wenige Jahre später folgte die Zeit der sogenannten Studentenrevolte, die für die Kieler Volkskunde jedoch mehr inhaltliche Neuorientierungen brachte als "basisdemokratische Umwälzungen".

Nach 1985 begann sich die "Studentenlawine" in einem Augenblick auszuwirken, als Karl-S. Kramer in Ruhestand ging, und seine Professur anschließend von der Landesregierung aus Kostenersparnis ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des Faches aus dem Landeshaushalt gestrichen wurde. Nun fing ich an, mit den Kultusministerinnen Eva Rühmkorf und danach Marinanne Tidick zu verhandeln. Und es konnten aus sogenannten Überlastmitteln bis 1994 fünf Damen als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen bzw. Hochschuldozentinnen beschäftigt werden: Gabi Mentges, Susanne Regener, Frauke Dettmer, Silke Götttsch und Outi Tuomi-Nikula.

Erst 1993 entschloß sich die Fakultät unter der tatkräftigen Führung des Dekan Hubertus Menke, aus eigenen Mitteln ein neues Ordinariat für das Fach Volkskunde zu schaffen, das dann zu unserer Freude mit Frau Götttsch besetzt worden ist.

Nach einigen Jahren ruhigen Wachstums war das Seminar für Volkskunde in Turbulenzen geraten, die von gesellschaftlichen und finanziellen Zwängen bestimmt wurden. So war es ein Lichtblick, daß ich die Zuweisung einer festen Stelle eines wissenschaftlichen Angestellten erreichte, die mit Herrn Hansen besetzt wurde. Lassen Sie mich nun einen Blick auf meine einzelnen Tätigkeitsfelder werfen. Ich beginne mit der Lehre. Als ich im Wintersemester 1962/63 meine erstes Seminar über „Gemeinschaften in der Volkskultur“ abhielt, fanden sich vier Teilnehmer ein. Als Privatdozent konnte ich im Sommersemester 1968 nur drei Hörer, davon zwei Damen, gewinnen. Seit 1985 aber füllten sich die Proseminare derart, daß sie geteilt werden mußten, und in die Seminare strömten oft mehr als 40 Teilnehmer. Im sogenannten Klingelhörsaal lauschten gar 70/80 Hörer/Innen, deren Zahl allerdings gegen Semesterende abnahm.

Die Vorlesungen haben mir immer viel Freude bereitet, wenngleich der Aufwand an Vorbereitungen immens war, rechnet man doch 9 bis 11 Stunden pro Kollegstunde. Im Nachhinein bedaure ich, in den Vorlesungen nicht mehr zur Diskussion aufgerufen zu haben. Sie wurde erst in den letzten Jahren etwas lebhafter. Häufig zwang die Stofffülle dazu, das Pensum einzuhalten und sich nicht lange mit Nachfragen aufzuhalten. Manchmal haben mich Hörer und Hörerinnen mit ihren "Privatgesprächen" während der Vorlesung geärgert. Ich gebe zu, daß ich sehr allergisch darauf reagiert habe. Man glaubt ja nicht, wie flächendeckend ein einigermaßen routiniert Vortragender sein Auditorium im Blick hat, und wie sehr er aber durch Getuschel und Unruhe verunsichert wird!

In den sechziger Jahren lebte das studentische Publikum noch ganz in der Furcht vor Dozenten und Professoren. Aber zum Ende dieses Dezenniums änderte sich das auch in unserem Fach, sogar in Kiel! Es kam zu gesellschaftskritischen Diskussionen, nicht selten zur Frage der gesellschaftlichen Relevanz des Faches Volkskunde. Plötzlich schwirrten Begriffe umher wie: Produktivkräfte, Produktionsmittel, Produktionsverhältnisse. Sätze wie dieser tauchten auf: "Indem die Menschen materielle Güter produzieren, produzieren und reproduzieren sie gleichzeitig ihre eigenen gesellschaftlichen Verhältnisse." Die darin enthaltene Diktion war ungewohnt und mußte neu erlernt werden. Meine Kenntnisse vom historischen Materialismus waren bis dahin marginal und entstammten im wesentlichen dem Geschichtsstudium der frühen sechziger Jahre aus einem Lektürekurs, in dem "Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte" aus dem Jahre 1852 behandelt wurde. Ansonsten hatte weder das Studium der Geschichtswissenschaft, noch das der Volkskunde und schon gar nicht das der Kunstgeschichte mich mit den Begrifflichkeiten des Marx-Engelsschen Gedankengebäudes bekannt gemacht. Aber die ausgehenden 60er und beginnenden 70er Jahre verlangten, daß man

sich eingehend damit befaßte. So erwarb ich anlässlich eines Berlinbesuches in der großen Buchhandlung Unter den Linden in Ostberlin eine mehrbändige Ausgabe der „Ausgewählten Werke von Marx und Engels“ (1973). Die Begrifflichkeiten und Zusammenhänge habe ich mir jedoch aus einem in der DDR gängigen Lehrbuch angeeignet mit dem Titel „Grundlagen der marxistisch-leninistischen Philosophie“, das aus dem Russischen übersetzt und 1973 in vierter Auflage erschienen war. Es war für mich ein mühsamer Lernprozeß, der mir natürlich durch meine bürgerliche Denk- und Lebensweise erschwert wurde. Als 1970 die für das Fach so bedeutungsvolle Falkensteiner Tagung stattfand, stand ich erst am Anfang meiner neuerworbenen Erkenntnisse und konnte den Diskussionen zwischen Marxisten und sogenannten bürgerlichen Studenten und Kollegen nur schwer folgen. Doch ich begriff sehr wohl, daß der Umsturz des bisherigen volkskundlichen Wissenschaftsbildes nicht mehr aufzuhalten war, und das Fach sich den Sozialwissenschaften zuwenden mußte. Es war ein mühsamer „Abschied vom Volksleben“ und seiner bisherigen Kanonisierung. Inzwischen sind soziokulturelle Fragestellungen längst internalisiert, und der Blick wendet sich bereits anderen, neuen Ufern zu.

Mit den „veränderten Verhältnissen“ änderte sich auch das Auftreten der Studierenden in den Seminarsitzungen: Junge Väter mit Kleinkindern nebst allem notwendigen Zubehör wie Fläschchen mit Warmhaltevorrichtungen, Wickelutensilien usw. tauchten auf. Junge Damen gaben sich mit Inbrunst dem Stricken hin. Fast konnte man meinen, eine neue Hausfleißbewegung sei im Kommen. Doch zur Ehre dieser Emsigen sei bemerkt, daß nicht wenige von ihnen ihre Tätigkeiten gelegentlich unterbrachen, um an der Diskussion im Seminar teilzunehmen. Und ich hatte durchaus den Eindruck, als ob die manuelle Arbeit ihre Gedanken beflügelt hatte. Allgemeine Heiterkeit kam auf, als während eines Moments produktiver Stille das Geräusch eines verdauenden Magens laut wurde. Der langanhaltende tiefe Ton rief ungläubiges Erstaunen hervor, besonders nachdem er sich nach einer Weile wiederholte. Wenig später erhob sich hinter der letzten Stuhlreihe ein stattliches Exemplar eines schwarzen Hundes, der sich kurz schüttelte und dann befriedigt wieder hinlegte. Auch an den Vorlesungen nahmen Vierbeiner wiederholt teil. Da ich selbst einen liebenswerten Dackel namens Daisy besaß, hatte ich für das unzertrennliche Band zwischen Herr/Dame und Hund volles Verständnis.

Nach der Lektüre von Tobias Brochers „Gruppendynamik“ versuchte ich allerhand pädagogische Experimente, um den Seminarunterricht aufzulockern. Sie reichten von der Bildung von Arbeitsgruppen zu Spezialthemen im Rahmen übergeordneter Zielsetzungen bis hin zur Bildung von Diskussionsleitungen von Studierenden. Auch das Modell der Disputation zwischen dem/der Referenten/In und einem Kreis von Opponenten habe ich erprobt. Aber ich muß gestehen, daß mir ein entscheidender pädagogischer Erfolg versagt blieb. Das lag sicherlich zum großen Teil daran, daß wir als

Hochschullehrer niemals didaktisch ausgebildet worden sind, und das ist leider bis heute so geblieben. Ich sehe darin einen bemerkenswerten Mangel, der trotz aller Hochschulreformen im Laufe der letzten Jahrzehnte niemals ernsthaft erkannt und daher auch nicht behoben worden ist.

Zu den Lehrverpflichtungen eines Volkskundlers gehören auch die Exkursionen. Daran habe ich mehr als zwanzig Jahre mit Kollegen und in eigener Verantwortung teilgenommen. Daß sie für mich anstrengend waren, will ich nicht verhehlen. Aber ebenso erinnere ich mich gern an manch amüsante Erlebnisse, die dort passierten. Herausragend war folgende Begebenheit, die sich in Dänemark ereignete. Wir hatten gerade an einem strahlenden Sommertag das Freilichtmuseum in Lyngby besichtigt, da trat in der Mittagspause einer der Teilnehmer an mich heran und sagte, daß er am nächsten Vormittag um 10 Uhr in einer Kopenhagener Kirche seine Lebensgefährtin, die auch Exkursionsteilnehmerin war, heiraten wolle. Er beteuerte, daß das Programm dadurch nicht beeinträchtigt werde und wir pünktlich die Führung im Nationalmuseum wahrnehmen könnten. Natürlich waren wir alle einigermaßen überrascht. Schnell wurde noch ein Blumenstrauß besorgt, und am nächsten Vormittag fuhren wir per Bus zur Kirche und nahmen geschlossen an der Zeremonie teil. Wenige Minuten nach 11 Uhr begann dann die Führung im Nationalmuseum.

Auch vieler feucht-fröhlicher Abende besinne ich mich, die dem oft ananstrengendem Tagespensum einer mit Terminen vollgestopften Exkursion folgten. Manch eine/r hatte am nächsten Tag schwer an seinem/ihren Kopf zu tragen. Schließlich sei noch an jenen Seniorenstudenten erinnert, der bei der Besichtigung des Meldorfer Doms eingeschlossen worden war, weil er sich von der Architektur der Gewölbe nicht rechtzeitig trennen konnte. Der Hilferuf aus luftiger Höhe, mit dünnem Stimmchen vorgetragen, konnte erst nicht lokalisiert werden. Pech war auch, daß der Küster nach dem Dombesuch mit den Schlüsseln in den Wochenendurlaub entschwinden war. Es dauerte längere Zeit, bis ein Pastor den Unglücksraben befreien konnte.

Akademische Prüfungen kosten die Kandidaten meist einige Nerven. Dagegen bereiten sie dem Prüfer in der Regel wenig Pein. Aber nachdem ich längst zu Amt und Würden gelangt war, mußte auch ich mich einige Male hochnotpeinlichen mündlichen Prüfungen durch ein Gutachtergremium der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterziehen. 1987 war von dem Sozialhistoriker Hans-Jürgen Teuteberg ein Forschungsprojekt mit dem Thema „Die Stadt als Dienstleistungszentrum in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ vorgeschlagen und von der DFG bewilligt worden. Ich bewarb mich um die Teilnahme, und mein Projekt „Formen der geschlossenen Armenfürsorge in schleswig-holsteinischen Städten zwischen 1841 und 1914“ wurde angenommen. Vor acht Gutachtern aus den verschiedensten Fächern mußte ich nun in Bonn mein Vorhaben begründen. Die Anhörung der mehr als zwanzig Antragsteller dauerte von neun Uhr bis in den späten Nachmittag und verlief in alphabetischer

Reihenfolge, so daß ich lange warten mußte. Nun durchlebte ich nochmals meine Ängste wie ein Examenskandidat.

Angenehmer ist es jedenfalls, auf der anderen Seite zu stehen. und selbst die Fragen zu stellen. Dabei erlebte ich, daß die Kandidaten/Innen während der Prüfung natürlich sehr unterschiedlich reagierten: Manche feuerten ihre Antworten schnell, zielsicher und treffend wie Pistolenschützen ab. Andere legten langsam an, zielten sorgfältig, trafen ins Schwarze oder fehlten. Wiederum andere schossen mit Schrot, d.h. manche Antworten waren Treffer, die übrigen streiften allenfalls das Thema oder verfehlten es ganz. Die meisten Schwierigkeiten bereiteten die Prüflinge, die sich mit allzu kurzen Statements begnügten und den Prüfer danach erwartungsvoll anblickten, der nun wieder neue Fragen formulieren mußte und dabei seinerseits ins Schwitzen geriet.

Eine interessante Beobachtung im Prüfungsbetrieb machte ich bei Nebenfächler/Innen auf die Frage nach den Prüfern/Innen im Hauptfach. In der Regel wurden Kollegen lässig bei ihrem Namen genannt ohne den Zusatz „Herr...“. Ganz anders bei den Kolleginnen: Hier hieß es stets „Frau...“. Über die Gründe der unterschiedlichen Behandlung habe ich mir oft den Kopf zerbrochen. Lagen sie darin, daß dem Wort Herr das Patriarchalische zu sehr anhaftete und man es nun endgültig beseitigen wollte? Oder erschien die Anrede „Herr“ in einer nivellierten Gesellschaft überflüssig, und würde dieses Schicksal auch bald die „Frau“ ereilen? Jedenfalls ist die Wandlung der Umgangsformen offensichtlich. Ich bin sicher, daß Frau Göttisch als Expertin auf diesem für die Volkskunde spannenden Forschungsgebiet bald nähere Auskunft geben kann. Bis dahin muß ich mich an Pierre Bourdieu halten, der so anschaulich die „feinen Unterschiede“ herausgearbeitet hat.

Wer zu den auf Lebenszeit berufenen professoralen Würdenträgern der Universität gehört, kommt nicht umhin, sich an der akademischen Selbstverwaltung zu beteiligen. Verbunden ist damit ein erheblicher Zeitaufwand. Ich erinnere hier nur an die jahrelangen, ermüdenden Debatten über die Studien- und Prüfungsordnungen. Aufreibender war für mich der Kampf um Sondermittel für leider immer nur befristet tätige Lehrkräfte, die den Verlust der Kramer-Professur doch nie ausgleichen konnten. Hinzu kam das Bemühen um die Anstellung wissenschaftlicher Hilfskräfte, Anträge beim Arbeitsamt um Stellen aus dem Arbeitsbeschaffungsprogramm, der Abschluß von Werkverträgen und Verträgen auf der Basis von 560 DM bzw. 610 DM heute. Nicht zu vergessen der tägliche Kleinkram: Angefangen von der Instandsetzung ausgefallener Beleuchtung, verstopfter Toiletten, Verhinderung des Diebstahls von Büchern aus der Seminarbibliothek mittels einer Sicherheitsschranke bis hin zu Anträgen für die Anschaffung von Computern und Druckern usw. 1992 demolierten Einbrecher die Türen des Seminars, wohl auf der Suche nach Bargeld. Aber in einem Institut für Geisteswissenschaften natürlich ohne Erfolg!

Die Seminarleitung hat mir immer Freude gemacht, zumal ich darin von allen Mitarbeitern/Innen und von den Mitgliedern der studentischen Vertretung unterstützt wurde. Ebenso gut war die Verständigung mit den Dezernatsleitern und Sachbearbeitern der Universitätsverwaltung.

Wenn ich auf mein mehr als drei Jahrzehnte währendes Berufsleben zurückblicke, muß ich feststellen, daß es ein ziemlich normales war. Aber es füllte einen wesentlichen Teil meines Lebens aus. Es ist sicher nicht übertrieben, wenn ich sage, daß das Seminar für mich auch ein Stück „Zuhause“ gewesen ist.

Trotz der schmerzlichen Erkenntnis, daß die Studierenden immer jünger, ich selbst aber immer älter werde, freue ich mich, daß ich von meinem kleinen Arbeitszimmer aus noch ein wenig am Treiben des Seminars teilnehmen kann. Die Redaktion der Kieler Blätter zur Volkskunde und die Mitarbeit an den Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins machen mir Freude, und die Betreuung meiner Examenskandidaten/Innen liegt mir sehr am Herzen. Mit solchen Perspektiven sehe ich getrost in die Zukunft.

## „Profile der Universitäts-Volkskunde heute“

Ein Bericht über die Tagung am 6./7. Februar 1997 in München.

*Karin Szadkowski*

In der ersten Februarwoche fand in München eine Tagung unter dem Titel „Profile der Universitäts-Volkskunde heute“ statt. Tagungsort war das „Zentrum von Forschung und Lehre“ (Prof. Dr. H. Gerndt), die Bibliothek des Instituts für deutsche und vergleichende Volkskunde an der Ludwig-Maximilians-Universität.

Zu Wort kommen sollen bei dieser Tagungsreihe, die seit 1993 besteht, vor allem „jüngere“ Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich selbst als erste und zweite Studierendengeneration nach 1968 bezeichnen und mit ihren Beiträgen das gegenwärtige volkskundliche Interesse repräsentieren. Insgesamt erfreute sich die Tagung reger Beteiligung, was selbst die Veranstalter in Erstaunen versetzte.

Nach der Begrüßung durch den Institutsleiter und Dekan Prof. Dr. Helge Gerndt und eine Einführung durch den Moderator, Dr. Burkhard Lauterbach, begann der Donnerstag Nachmittag mit Vorträgen Münchner Volkskundlerinnen und Volkskundler, deren Reihenfolge sich nicht nach Gewichtung der Themen, sondern schlicht aus dem Alphabet ergab. Als erster sprach Dr. Daniel Drascek über „Gegenaufklärung - Zur Transformation der spätbarocken Alltags- und Frömmigkeitskultur im süddeutschen Raum“. Der Referent bekundete dabei, sein Interesse an diesem Thema liege in der bisher fehlenden Bearbeitung aus volkskundlicher Sicht, worauf ein Austausch von Abgrenzungsversuchen zwischen Volks-, Völkerkunde, Sozialgeschichte und Geschichte folgte. Daran schloß sich der Beitrag „Kulturwissenschaftliches Arbeiten als Vermittlungsanleitung - Eine Betrachtungsperspektive“ an, in dem Frau Dr. Irene Götz als Nachkommentar zur Tagung in Basel von den Erfahrungen während ihrer Dissertation über eine Münchner Großbäckerei berichtete und die kulturwissenschaftliche Betriebsforschung als neues Betätigungsfeld in den Raum stellte.

Nach einer kurzen Pause, die von den etwa 80 Teilnehmern für angeregte Gespräche genutzt wurde, veranschaulichte Dr. Christoph Köck anhand zahlreicher Dias den ersten Konkretisierungsversuch seines Habilitationsthemas unter dem Titel „Winter-austreiben - Jahreszeiten als kulturelles Ordnungsinstrument“. Inhaltlich ging es darum, wie und warum Vorstellungsbilder von Jahreszeiten entstehen und wie sie die Alltagspraxis bestimmen. Außerdem wurde der Bereich der Gestaltung einer speziellen Dingwelt und die Kulturvermittlung in den Medien angerissen. Ein faszinierendes Bild vom „Skandal in Straubing anno 1718: Gerüchte, Verdächtigungen und Beschuldigungen um die Schwängerung eines Fräuleins“ zeichnete anschließend Frau Dr. Beate Spiegel im letzten Vortrag des Tages.

Der Freitag, der den Beiträgen der auswärtigen Kolleginnen und Kollegen vorbehalten war, begann am frühen Vormittag mit Dr. Gunther Hirschfelders (Bonn) Vortrag „Nur allzuoft sind die Gasthäuser blosse Kerkerlöcher“. Formen kommerzieller Gastlichkeit an der Schwelle zum Industriezeitalter“. Anhand des Alkohols als Indikator versuchte der Referent, Rückschlüsse auf Trinkgewohnheiten, die Funktion der Gasthäuser, Freizeit u.ä. Themenkomplexe dieser Zeit zu gewinnen. In der folgenden Diskussion wurde nach dem Standort des Forschers und der spezifisch volkskundlichen Blickrichtung auf dieses Thema gefragt. In Hinblick auf die Stellung des Faches wurde die Wichtigkeit der volkskundlichen Kernfragen nach Funktionen, Bedeutungen und Wandel von kulturellen Ausdrucksformen betont. Nach einer kleinen Pause berichtete Frau Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel (Augsburg) von der „Zeitwende am Pol - Westernisierung und Antimodernismus nördlich des arktischen Zirkel“. In anschaulicher Form präsentierte die Vortragende eine Reise zu den Eskimos und zeigte deren Tendenz zur Entwicklung eines eigenen Selbstbewußtseins und die damit verbundenen Auswirkungen auch auf uns Europäer auf. Die Frage nach Standort und Abgrenzung des Faches wurde dabei bewußt provoziert. Nebenbei wurde deutlich, wie schwer es sein kann, die Position als neutrale Forscherin von der der vom Objekt Betroffenen zu trennen. Frau Dr. Hildegard Friß-Reimann (Mainz) schilderte anschließend ihre Erfahrung über „Die Ansiedlung einer rußlanddeutschen Pfingstgemeinde. Ein gescheitertes Projekt.“ Der Referentin und einer Gruppe Studierender war es durch die fehlende Kooperationsbereitschaft der Pfingstler nicht möglich gewesen, eine Feldforschung wie geplant durchzuführen. Auch die Ansiedlung der Rußlanddeutschen in der Gemeinde scheiterte, ein Großteil dieser Personengruppe wanderte einige Jahre später nach Kanada aus. Die Diskussionsteilnehmer plädierten dafür, das Projekt dennoch nicht für gescheitert zu erklären, da ja der Ausgang ebenfalls ein lehrreiches Ergebnis beinhalte und solche Projekte oftmals die interessantesten seien.

„Weiblich-Männlich. Zur Geschlechterbestimmung in der Kultur“ hieß es - nach einer großzügigen Mittagspause - bei Dr. Michael Simon (Münster), der Mittel und Wege von gestern und heute beschrieb, um ein Kind nach Wunsch zu „fabrizieren“. In der anschließenden Diskussion wurde auf die aktuelle Brisanz dieses Themas in bezug auf die in jüngster Zeit in Erfüllung traditioneller Ziele (Abtreibung weiblicher Föten in China, Indien usw.) angewandten modernen Methoden wie Ultraschall aufmerksam gemacht. Auch nach diesem Vortrag stellte sich die Frage nach den Aufgaben volkskundlicher Forschung, die hier als Herstellung von Beziehungen zwischen verschiedenen Kulturen in Historie und Gegenwart bezeichnet wurde.

Es folgte Dr. Andreas Hartmanns (Bamberg) anregende „Kleine Volkskunde aus der Froschperspektive“, in der vom Amphibienleiden und dem volkskundlichen Interesse daran die Rede war. Dem Referenten steckte vor Lachen mehrmals sprichwörtlich „ein Frosch im Hals“, doch minderte das die Qualität des Vortrags nicht. Den Abschluß der

Tagung rundete der Beitrag „Volkskunde - Notwendigkeit zu neuer Eigenständigkeit, Heimat als Produkt und Produkt als Symbol für Heimat“ von PD Dr. Andreas Kuntz (Bayreuth) hervorragend ab, der in etwas globaler Form von Westerwälder Schnabelkannen und Tonbaronen sprach und damit der anschließenden Abschlusdiskussion noch einmal Zündstoff gab.

Auf den Punkt gebracht zeigten sich während der Münchner Tagung durchgängig drei Diskussionsthemen:

Zum einen das Problem der Auflösung des Faches Volkskunde im Allfach der Kulturwissenschaft und der damit verbundenen Frage nach Standort und Zielen volkscundlicher Forschung. Globalisierung war ein häufig gebrauchtes Wort. Zum anderen die darin ebenfalls einspielende Problematik der Interdisziplinarität versus Abgrenzung als eigenständiges Fach. Und drittens die fortwährende Frage um die Definition des Kulturbegriffs.

Herr Prof. Dr. Gerndt machte in der Abschlusdiskussion deutlich, daß man erst beschreiben müsse, wo Volkskunde stehe, ehe man zu neuer Eigenständigkeit oder erneuter Besinnung aufbrechen könne. Gute wissenschaftliche Arbeit beinhalte außerdem nicht nur eine genaue Beschreibung und Analyse, sondern auch eine Darstellung des „Warum“ und des Ziels. Herr Prof. Dr. Roth erklärte, daß das Problem des Profils des Faches u.a. in den Forschenden selbst liege, die sich mehr im Wege ständen, als konstruktiv Lösungen aus dem Dilemma zu suchen. Auch seien von den Volkscundlern in letzter Zeit Themen wie die Sachkultur- und Erzählforschung vernachlässigt worden, die jedoch in der Realität eine Rolle spielen. Es stelle sich also auch die Frage nach dem Bedarf volkscundlicher Forschung und der entsprechenden Themenwahl. Herr Dr. Simons Einwurf verhielt sich ähnlich, er sah einen Teil der Problematik in der Vielzahl volkscundlicher Profile, die sich eben aus dem immensen Themengebiet des Faches ergäben. Frau Prof. Dr. Doering-Manteuffel sprach sich im Schlußwort dafür aus, wieder theoretisch fundierte Großprojekte mit Langzeitperspektive in Angriff zu nehmen, anstatt vieles anzufangen und nichts zu Ende zu bringen.

## VolkscundlerInnen in die Praxis!

Informationsveranstaltungen für Kieler Volkscunde-Studierende

Berufliche Chancen, Einstiegsmöglichkeiten und zusätzliche Qualifikationen neben dem Studium - diese Themen standen im Mittelpunkt, als sich Volkscunde-Studierende der Christian-Albrechts-Universität am 16. Januar und 6. Februar von VolkscundlerInnen in der Praxis beraten und informieren ließen. Auf Einladung der Fachschaftsgruppe Volkscunde der Kieler Universität waren Vertreter aus den Bereichen Hochschule, Museum und Medien in das Seminar für Volkscunde der CAU Kiel gekommen, da diese Bereiche zu den größten Beschäftigungsfeldern für VolkscundlerInnen gehören. In der ersten Veranstaltung standen Prof. Dr. Silke Götsch als Leiterin des Seminars für Volkscunde, die Volontärin am Landesmuseum Schloß Gottorf, Nina Hennig, und der Leiter des Freilichtmuseums am Kiekeberg, Dr. Rolf Wiese, den rund 30 Studierenden Rede und Antwort. Am zweiten Informationsabend stellten sich der Kulturchef der Welle Nord, Andreas Schmidt, und der als freier Journalist für die Kieler Nachrichten arbeitende Thomas Geyer den BesucherInnen vor.

Die Idee zu den Beratungsabenden entstand, nachdem vor allem jüngere Studierende des Faches den Wunsch geäußert hatten, Informationen zu möglichen Berufsfeldern für VolkscundlerInnen zu bekommen. Die Verunsicherung ist groß, weil bekannt ist, daß nicht nur die Berufsaussichten für AkademikerInnen allgemein schlecht sind, sondern insbesondere die Studierenden der Volkscunde Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt haben. Die große Besucherzahl an beiden Abenden zeigte dann auch, daß gerade auf diesem Gebiet Informationen dringend notwendig und gewünscht sind.

Anhand ihres eigenen Werdegangs schilderten die Referenten in kurzen Vorträgen den Einstieg in die Berufe, wobei sie einen umfassenden Überblick über die verschiedenen Berufsfelder gaben. Bei den Schilderungen Rolf Wieses über die Arbeit an einem Museum wurde deutlich, daß ein Einstieg vor allem durch eigenes Engagement in Form von Praktika möglich sei. Denn diese Form der Zusatzqualifikation könne oftmals schon den Weg zu einem Volontariat ebnen, das in nahezu allen Fällen Voraussetzung für eine Karriere am Museum sei.

Ähnlich äußerten sich auch die Vertreter der Medien. Allein praktische Erfahrungen seien die Möglichkeit, in einen Medienbetrieb einzusteigen und oftmals auch geforderte Voraussetzung für ein Volontariat. Printmedien wie Lokalzeitungen und Anzeigenblätter bieten sich hier, so Thomas Geyer, besonders an. Ob das Studium tatsächlich abgeschlossen ist, spielt nach Auskunft von Andreas Schmidt noch nicht einmal die größte Rolle. Wichtiger seien die praktischen Erfahrungen, da zum Beispiel beim NDR sogar Praktika nur noch an Bewerber mit Vorkenntnissen vergeben werden.

Ganz im Gegensatz dazu stellte Prof. Dr. Silke Götsch die Promotion und eine spätere Habilitation als Voraussetzung für eine Laufbahn an der Hochschule dar. Einen Quereinstieg wie im Journalismus gebe es nicht, vielmehr müßten die verschiedenen Stationen traditionell durchlaufen werden. Da jedoch die Finanzierung einer Promotion über Stipendien oder Assistentenstellen kaum noch üblich oder möglich sei, müßten die Doktoranden im Vorwege der Arbeit ihre Finanzierung eigenständig klären. Ebenfalls sollten sich Studierende rechtzeitig um die Frage kümmern, wer die Promotion betreut. Für eine Promotion kommen außerdem nur Studierende mit einem Magisterabschluß der Noten 1 und 2 in Frage.

Nina Hennig, die erst im Sommer vergangenen Jahres den Magisterabschluß machte, gab einen Einblick in ihre Arbeit als Volontärin. Anhand ihres Vortrages konnten die BesucherInnen den Wechsel vom Studierendenalltag hin zur Arbeit im Museum sehr gut nachvollziehen. Ihr Beitrag ist im Anschluß an diesen Artikel abgedruckt.

Veranstaltungen dieser Art wären auch in den nächsten Semestern sinnvoll, vielleicht mit anderen Gästen und anderen Schwerpunkten. Wer Vorschläge hat oder Kontaktadressen vermitteln kann, wende sich an das

Seminar für Volkskunde  
Fachschaftsgruppe Volkskunde  
Olshausenstr. 40, Haus N1a  
24098 Kiel

Die Fachschaftsgruppe würde sich über eventuelle Rückmeldungen oder Mithilfe bei den kommenden Veranstaltungen sehr freuen.

*Die Fachschaftsgruppe*

## „Mein Leben als Museums-Volontärin“ Berichte aus der Praxis \*

*Nina Hennig*

Wenn ich aufgefordert bin, zum Berufsfeld der Volkskunde aus meiner Perspektive und Situation heraus zu berichten, ist es sicherlich nicht verkehrt, noch einmal darüber nachzudenken, wie ich in das Berufsfeld Volkskunde hineinkam - wie ich das wurde, was ich bin. Ich hoffe, daß es sich dabei um einen Fortsetzungsroman handelt, dessen an dieser Stelle wiedergegebenes Kapitel sich vielleicht sogar noch vor der Hälfte des Gesamtbandes befindet.

Es begann damit, daß ich im Alter von etwa 15 Jahren unbedingt Kapitänin auf großer Fahrt werden wollte. Das einzige, was mich von der Verwirklichung dieser Idee abhielt, war die Mechanikerlehre, die u.a. als Voraussetzung für den Beruf angesetzt ist. Soviel Geschick traute ich mir ehrlicherweise nicht zu. Die folgende Idee behielt nichtsdestotrotz das Abenteuer weiter im Auge. Archäologie sollte es nun sein, wobei es mir besonders die Unterwasserarchäologie mit - meiner Meinung nach - lukrativen Berufsnebenwirkungen angetan hatte. Ein zweiwöchiges Berufspraktikum während der 11. Klasse in der Werkstatt eines Vor- und Frühgeschichtlers, den sich eine Kleinstadt in der Lüneburger Heide derzeit leistete, kurierte mich von den Goldrauschphantasien gründlich: Zwei Wochen lang Scherben sortieren, Scherben beschriften und Scherben zusammenfügen war das ganze Abenteuer. Das Seltsame war, daß mir dies sehr viel Spaß machte und mich in meinem nun doch etwas differenzierteren Berufs- oder erst einmal Studiumswunsch bestärkte.

Nach dem Abitur praktizierte ich im Sommer 1990 für vier Wochen am Dithmarscher Landesmuseum und Landwirtschaftsmuseum Meldorf. Ich wollte wissen, was mit den fertig gepuzzelten Scherben weiter gemacht wird, wie sie einem Publikum vermittelt werden können, wobei ich die Scherben abstrahierte und Mähdrescher, Zinkbadewannen oder Fernsehtruhen sein ließ. Meldorf als Praktikumsort hatte ich nicht gewählt, weil dieses Museum einen guten Ruf besitzt, sondern weil meine Großmutter dort wohnt und ich die vier Wochen gerne mit einem Sommeraufenthalt an der Nordsee kombinierte. Damit hatte ich jedoch den ersten Schritt in das Berufsfeld der Volkskunde getan, wenn ich es selbst auch noch nicht so recht wußte. Ich kann mich nicht daran erinnern, daß mein Praktikumsleiter mir verriet, daß er ein Volkskundler ist. So viel

Nahezu unveränderte Fassung des Referates, gehalten am 16. Januar 1997 auf der Veranstaltung der Fachschaft des Seminars für Volkskunde, Kiel: „Volkskunde in die Praxis“.

hätte es mir damals auch nicht gesagt, obwohl: Ich wußte nun ja immerhin, was so ein Volkskundler macht oder machen kann. Und das wollte ich auch tun.

Zum Wintersemester 1990/91 nahm ich an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen mein Studium mit den Fächern Empirische Kulturwissenschaft und Ur- und Frühgeschichte auf. In Kiel studierte ich später in der Kombination Volkskunde, Geschichte und Pädagogik weiter. Dahinter standen dann bereits Überlegungen, zwei, vielleicht sogar drei museumstaugliche Fächer als studiert vorweisen zu können, wenn ich mich einmal an einem kulturhistorischen Museum als Mitarbeiterin bewerben würde. Während des Studiums absolvierte ich sechs weitere Praktika. Noch einmal zwei in Meldorf, am Historischen Museum Hannover, am Nordfriisk Instituut Bredstedt, am Museum für Volkskunde Berlin, und ich nahm an einem Sommerkurs der Stiftung Niedersachsen im Freilichtmuseum Cloppenburg teil. Mein Studium schloß ich im Juli 1996 nach zwölf Semestern mit dem Magisterexamen ab. Was auch nicht unwichtig ist: Meine Eltern ließen mich in allem ruhig gewähren und unterstützten mich während der Studienzeit verhalten finanziell und offensiv ideell. Zudem bezog ich BAföG, was es mir ermöglichte, in der vorlesungsfreien Zeit Praktika zu absolvieren, anstatt Geld zu verdienen. Seit Ende Juli des letzten Jahres bin ich nun für zwei Jahre als wissenschaftliche Volontärin in der Volkskundlichen Abteilung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum angestellt. Bis jetzt ist also alles glatt gelaufen (wobei anzumerken ist, daß ich ein Sonntagskind bin). Dabei hatte es an Warnungen und Unkenrufen nicht gemangelt. Es gab eine Oberunke, welche schon in meinem ersten Studiensemester die Pfote hob: „*Sie sind auf einem gefährlichen Weg; ich warne Sie letztendlich! Wer sich ins Museum begibt, kommt darin um.*“ Diese Person wollte mir zu einem „*Fallschirm*“ raten, also zu einem Studienfach, das die Frau auch ernährt, wenn sich die Museumswelt verschlossen zeigt.“ Außerdem seien die Leute an den Museen auch nicht glücklicher als andere. - Na, immerhin sind sie auch nicht unglücklicher als andere, und „umkommen“ kann man überall. Dieser Ratgeber schaffte also nichts weiter als eine „Jetzt-erst-recht-Haltung“ bei mir aufzubauen.

Nun bin ich also dort, wo ich immer hin wollte. Zeit, zu überlegen, wie viele meiner Vorstellungen und Wünsche sich damit verwirklicht haben und welche offen geblieben sind. Zeit auch, darüber nachzudenken, wie sehr mir das Studium für den nun ausgeübten Beruf genützt hat.

Grundsätzlich hat mir der Abschluß des Studiums die Voraussetzung erfüllt, ohne die ich auf keine der Bewerberlisten gekommen wäre. Durch das Studium habe ich gelernt, wissenschaftlich zu denken und zu arbeiten. Ich habe gelernt, die richtigen Fragen zu stellen und Wege zu finden, sie zu beantworten und dafür hoffentlich immer noch genug Neugier und Ausdauer behalten. Ich habe mich darin geübt, zu sprechen und Texte zu verfassen. Darüber hinaus habe ich mir natürlich auch ein gewisses Quantum an fachlichem Wissen angeeignet, was die praktische Arbeit enorm erleichtert. Für die

Arbeit am Museum, muß ich jedoch bekennen, haben mir besonders die Praktika sehr geholfen. Ihre Anzahl war nicht gerade gering, und ihre Reihenfolge machte Sinn. Drei mal hintereinander war ich Praktikantin am Dithmarscher Landesmuseum. Das war nicht durch Trägheit in der Suche nach einem Platz bestimmt, und es war bestimmt nicht langweilig. Ich hatte auf diese Weise die Möglichkeit, meinen Kompetenzbereich Stück für Stück zu erweitern, von der Inventarisierung von Museumsgut bis hin zum selbständig erarbeiteten Vorschlag für die Neuaufstellung einer Sammlung. Nach der Arbeit an einem kleineren regionalen Museum, sammelte ich Erfahrungen an einem größeren regionalen in Hannover und einem großen überregionalen Museum in Berlin. Für Schleswig bedeutete dies, daß mir vieles nicht vollkommen neu war, ich mich mit Inventarisierungs- und Dokumentationsaufgaben auskannte, ebenso Kenntnisse über die Form von Eingangsbüchern, Inventarkatalogen, Magazinen usw. hatte.

Als ich in Schleswig mein Volontariat antrat, sollte sechs Wochen später auf dem Hesterberg - dem neuen Standort der Volkskundlichen Abteilung des Landesmuseums - die erste Ausstellungshalle zum Thema „Historische Fahrzeuge auf dem Land“ eröffnet werden. Die Konzeption dieser Ausstellung war bereits längere Zeit auf dem Papier vollendet, die Umsetzung steckte jedoch erst in den Startlöchern. Es waren nur sehr wenige Wagen bis dahin in die Halle transportiert worden, und es stellte sich sehr schnell heraus, daß auch nicht alle vorgesehenen Wagen dort ausreichend Platz finden würden. So mußte in Stellproben eine Auswahl getroffen werden, was nicht allein mit Argumentations- und Abwägungs-, sondern vor allem mit körperlicher Arbeit verbunden war. Mir gefiel das nach der zu einem großen Teil am Schreibtisch verbrachten Examenzeit sehr gut. Danach wurde an den Inszenierungen der ausgestellten Objekte weiter gefeilt.

Mein eigenes Projekt war der Fluchtwagen von Frau Elsa Lange, mit dem diese 1945 von Karlsthal in Pommern nach Westerakeby kam. Frau Lange hatte den Wagen - einen pommerschen Leiterwagen - vor ein paar Jahren der Volkskundlichen Abteilung geschenkt und brachte nun Stück für Stück und Tag für Tag Utensilien, die '45 mit auf dem Wagen waren: Säcke für Hafer und Kartoffeln, ein Faß für das gepökelte Schweinefleisch, Werkzeuge in einem Kasten, Federbetten und weitere Decken, Blechgeschirr, ein Ranzen und ihr altes schwarzes Fahrrad. Zusammen mit Elsa Lange richtete ich den Fluchtwagen wieder ein, damit alles auf den Platz kam, an dem es auch auf der Flucht von Ost nach West gewesen war. Über das, was sie mir währenddessen erzählte, fertigte ich anschließend Gedächtnisprotokolle an, um den Fluchtwagen in seiner biographischen Dimension zu dokumentieren. Zu den Wagen, Karren und Kutschen der Ausstellung schrieben wir Texte, was mir in zweierlei Hinsicht nicht leicht fiel: Erstens war ich noch ein bißchen zu frisch am Museum, um über die Objekte schon genug erfahren haben zu können, andererseits plagte es mich sehr, mich so zu kurz halten zu müssen. Ehe die Ausstellung nun aber endlich eröffnet wurde, erlebte ich

zum ersten Mal eine Pressekonferenz und verfaßte einen kurzen Ankündigungstext für die lokale Veranstaltungszeitschrift.

Nach der Eröffnung wurde die Werbung von Vereinen, Schulklassen usw. als potentiellen Besuchern in Angriff genommen, bevor ein anderer Alltag Einzug hielt. Dieser besteht aus verschiedenen Tätigkeiten. Zu ihnen gehören Routineaufgaben wie die Inventarisierung von neu in das Museum kommenden Objekten, aber auch von solchen, die schon lange auf diese Aufmerksamkeit warten, wozu auch das Fotografieren der Objekte für die Inventarkarte gehört. Weiterhin sind immer wieder Anfragen zu beantworten, die sehr verschiedener Natur sind: Sammler möchten etwas über Waffeleisen wissen, eine Mode-Designerin, die Directricen unterrichtet, eine Einführung in die Trachten unserer Sammlung haben, ein Landwirt bietet seine alte Dreschmaschine an, die von uns abgeholt wird, und die Schleswiger Nachrichten brauchen Informationen zum Friseurhandwerk. Gelegentlich stehen auch Führungen von Gruppen durch die Ausstellung an, bei denen das Interesse zum Teil sehr unterschiedlich gelagert ist.

Auf die interne Arbeit im Museum bezogen sind Planungen für den Ausbau des Geländes „Hesterberg“ und seiner Gebäude. Immer wieder müssen Lösungen und Notlösungen für klimatische Probleme in der Ausstellungshalle, den Dauerkonflikt des mangelnden und mangelhaften Magazinraumes oder die fachgerechte Betreuung des Museumsgartens gefunden werden. Darüber hinaus ist es natürlich unsere Aufgabe, Konzeptionen für die Sonder- und Dauerausstellungen zu erarbeiten, die in den nächsten Jahren in der Volkskundlichen Abteilung eröffnet werden sollen. Für dieses Jahr sind es allein zwei größere Sonderausstellungen; im nächsten Jahr soll - neben einer Sonderausstellung - wieder ein weiteres Gebäude mit einer Dauerausstellung fertiggestellt werden. Für die Ausstellung „*Bettgeschichte(n) - zur Kulturgeschichte des Bettes und des Schlafens*“, die im November oder Dezember dieses Jahres eröffnet wird, bin ich mit der Redaktion des Kataloges beauftragt. Das bedeutet, eine inhaltliche Gliederung der Publikation zu planen und Autorinnen und Autoren zu finden, die mir nach diesem gewünschten Plan Beiträge liefern. Inzwischen bin ich so klug, keine Gliederung im Vorweg mehr zu entwerfen, sondern diese durch das Angebot der Aufsätze zu bilden. Als nächstes werden Kostenvoranschläge von verschiedenen Druckereien folgen.

Insgesamt kann ich sagen, daß ich ganz bestimmt nicht unglücklicher bin als Menschen, die nicht im Museum arbeiten. Ich schätze besonders den Abwechslungsreichtum der Tätigkeiten, wie ich sie hier vorgestellt habe. In der kleinen Gruppe der volkskundlichen Mitarbeiter fühle ich mich gleichberechtigt und ernst genommen, was vielleicht auch daran liegt, daß die Gruppe so klein ist. Mir ist die Möglichkeit gegeben, selbständig zu arbeiten, und ich nutze dies. Trotzdem werde ich nicht im Stich gelassen, wenn Fragen und Probleme auftauchen. Für vieles von dem, mit dem ich vorher noch

keine Berührung hatte, z.B. die Führung einer Gruppe durch die Ausstellung, ist durch die Übung kein Herzrasen mehr notwendig. Und die Gewißheit, sich Fähigkeiten aneignen zu können, bedeutet immer ein gutes Gefühl. Allerdings ist diese Aneignung keine systematische, sondern eine, die immer wieder auf Erfahrungssammlung, trial and error beruht. Am Landesmuseum sind außer mir zwei weitere Volontärinnen in der kunsthistorischen und museumspädagogischen Abteilung angestellt. Für unsere Ausbildung gibt es keine Vereinbarung eines Curriculums. Es kann auch nicht von einer Ausbildung im Wortsinn gesprochen werden, sondern von einer vollen Mitarbeit von Anfang an, mit der Erlaubnis, oft Fragen zu stellen und Verständnis dafür, daß ich viele Dinge zum ersten Mal und deshalb mit eher zaghafter Brillanz ausführe<sup>1</sup>.

Ich habe lange gebraucht, mich daran zu gewöhnen, nun etwa 38 ½ Stunden in der Woche mit Menschen zu verbringen, die ich vorher nicht kannte, und nun sehe ich bereits der Zeit mit Sorge entgegen, wenn bei drei Kolleginnen und Kollegen Mitte des Jahres die Arbeitsverträge auslaufen. Nicht allein die Disparität der Mitarbeiterschaft - Wissenschaftler, Restauratoren und Handwerker, Verwaltung, Aufsicht und Reinigungskräfte -, die nicht einfach unter einen Hut zu bringen ist, bereitet Probleme, sondern natürlich auch das ständig schwebende Schwert der Stelleneinsparungen und Wiederbesetzungssperren, wenn wir doch jetzt schon mit Minimalbesetzung auftreten! Wenn die Quantität des geforderten „outputs“ trotzdem stimmen soll, muß dies auf Kosten der Qualität gehen. Es bleibt eindeutig zu wenig Zeit für gründliche Forschungsarbeit. Termine drücken und verlangen, sich mit dem zufrieden geben zu müssen, was schaffbar ist. Auch dies eine große Umstellung von der zuvor gewohnten Arbeitsweise an der Universität. Wenn die Schleswiger Nachrichten nach meinen aus dem Ärmel geschüttelten Informationen zum Friseurhandwerk - die ich eigentlich nicht besitze - einen eher putzigen Artikel verfassen, kann ich darüber noch schmunzeln, mulmiger wird mir bei dem Gedanken an die anstehenden Sonderausstellungen. Führt ich an, daß die Volontärinnen keine systematische Ausbildung erhalten, ist dies insofern einzuschränken, daß sich die schleswig-holsteinischen Volontärinnen und der Volontär seit dem Herbst des letzten Jahres lose organisiert haben. Außer den drei Volontärinnen am Landesmuseum arbeiten weitere am Museumsamt in Schleswig, am

<sup>1</sup> Zum Thema Volontariate an schleswig-holsteinischen Museen siehe auch: Elisabeth Jacobs u.a., Plädoyer für verbesserte Berufschancen von VolkskundlerInnen. In: TOP 3, 2. Jahrgang, Januar 1992, S.21-25. Zu Richtlinien für die Ausbildung, die allein im Landesamt für Denkmalpflege vorliegen, siehe dort S. 23. Die auf S.24 aufgezählten Inhalte eines Volontariates sind weiterhin zum großen Teil als Desiderate zu beschreiben. Daß diese Thematik immer wieder - wegen der ständigen Fluktuation der Volontärinnen und Volontäre von immer wieder anderen Personen - als erwähnenswert betrachtet wird, unterstreicht der Artikel von Ulrike Stadler, Das Aus für die Volontärsausbildung? Bundesweites Volontärstreffen in Karlsruhe vom 25.-27.2.1994. In: TOP 10, 4. Jahrgang, Juli 1994, S.20-22. Die Fluktuation verhindert sicherlich auch die Bildung einer festen Lobby für diese Gruppe.



Städtischen Museum Flensburg, am Heinrich-und-Thomas-Mann-Haus in Lübeck, in der Kunsthalle Kiel und am Landesdenkmalamt Kiel. Wir treffen uns in unregelmäßigen Abständen jeweils am Arbeitsort einer Kollegin oder des Kollegen, tauschen Erfahrungen aus und bemühen uns um Fortbildungen, z.B. Einführungen in die Museumsverwaltung oder Grundlagen der Restaurierung, die uns Mitarbeiter der Museen nach Absprache vermitteln können und z.T. auch bereits getan haben. Der Museumsbund Niedersachsen und Bremen bietet für die dortigen Volontäre pro Halbjahr je eine zweitägige Veranstaltung zu bestimmten Themen an. Die letzte widmete sich der Museumspädagogik, die nächste dem Museumsmanagement. Ab dem Frühjahr möchten auch wir an dieser Fortbildung teilnehmen. Die Aus- und Fortbildung als Volontärin ist also besonders von der Eigeninitiative derselben abhängig. Dieser Initiative werden, was positiv erwähnt werden muß, in meinem Fall keine Steine in den Weg gelegt.

Das hört sich nun alles recht schön an; dabei ist mir gar nicht lustig zumute. Ein Viertel meines Volontariats ist wie im Fluge vergangen, und die Hybris des letzten Sommers darüber, nicht nur das Magisterexamen, sondern auch gleich noch eine Stelle ergattert zu haben, ist verflogen. Ich gebe zu, Zukunftsangst zu haben, denn die restlichen 18 Monate in Schleswig werden nicht weniger schnell vergehen. Nach einer Befragung unter Studierenden des Faches Volkskunde, die die Fachschaft des Münsteraner Seminars im Wintersemester 1994/95 per Fragebogen in der ganzen Republik durchführte, nimmt nur ein Bruchteil der Studierenden dieses Studium in der Hoffnung auf ein hohes Einkommen oder einen sicheren Arbeitsplatz auf. Ausschlaggebend sind im Gegenteil das „Interesse an den Inhalten des Faches“ (99%) und das „Verstehen und Lösen gesellschaftlicher Probleme“ (74%)<sup>2</sup>. Da könnte man laut und froh aufatmen, ob der hehren Ziele der Studierenden, gleichzeitig aber auch die Frage stellen: Sind die nun lebensmüde oder naiv? Ich hoffe, weder noch. Ich bin mit offenen Augen in die Gefahr der Arbeitslosigkeit gelaufen und habe versucht, durch Praktika und ein einigermaßen zügiges Studium, Fachschafts- und Gremienarbeit eine Risikominimierung zu betreiben. Weil sich aber trotzdem kein positives Grundgefühl einstellen will, möchte ich mit einem langen und schrecklichen Zitat schließen, das ich 1994 im Rahmen eines von Frau Prof. Ute Mohrmann angebotenen Seminars<sup>3</sup> während meiner Forschung aufsammlte:

<sup>2</sup> Jens Hoppe, Wolfgang Jung, Britta Spies, Die Volkskunde auf dem Weg ins nächste Jahrtausend - Ergebnisse einer Bestandsaufnahme. In: Michael Simon, Hildegard Friess-Reimann, Hg., Volkskunde als Programm. Updates zur Jahrtausendwende, Münster, New York, München, Berlin 1996, S.129-144, hier S.137. Eine eigene, ausführliche Veröffentlichung der Untersuchung und ihrer Ergebnisse wird höchstwahrscheinlich noch in diesem Jahr folgen.

<sup>3</sup> „Arbeitslosigkeit - Unerwartete Phase(n) im Lebenslauf“, Sommersemester 1994.

„Die Wissenschaftsgeschichte lehrt uns, daß auch früher nicht immer der Beste & Tüchtigste den fettesten Posten bekam. Ja, häufig genug gab es für viele nie eine Stelle, so daß man entweder eine neue Wissenschaft gründete oder Privatlehrer in St. Petersburg wurde (typische Lösung des 19. Jh., veraltet, daher abzuraten). Im Zuge der Maßnahmen zur Behebung des 'Bildungsnotstandes' 1967 ff. konnte jeder Depp Studienrat und jeder Oberdepp Professor werden. [...] Heute aber ist eine Studienratsstelle ein Lottogewinn und habilitierte Physiker fahren Taxi - ohne daß dazu mehr als ein bestimmtes Lebensalter erforderlich wäre. [...] Für die Leute, die mit Stellen am Museum liebäugeln heißt das: Es gibt weniger Nachfrage als Angebot. In der Marktwirtschaft führt das zu sinkenden Preisen, bei denen, die (sich!) anbieten. Keine schöne Perspektive. Oder zur Erweiterung des Angebots: Mehr Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten, damit der Markt - und damit die mögliche Nachfrage größer werden. [...]

Selbst wenn heute alle 30 Museumsstellen-Inhaber in S-H fürs halbe Geld arbeiten würden, um für die andere Hälfte weitere 30 Stellen zu schaffen, stünden im nächsten Jahr wieder 30 examinierte Volkskundler auf der Matte und riefen nach Arbeit. Das gleiche, wenn die Landesregierung ein 'Crash-Programm' starten und 30 neue Museen schaffen würde. (Abgesehen davon, daß eine Welt voller Museen eine Horrorvorstellung ist!

Ihr seid adäquat nicht unterzubringen. Aus, Ende, Kopf in den Sand. Warum vermehrt Ihr Euch auch so?“

Im Referat folgte nun die Aufforderung an das Auditorium zum optimistischen Widerspruch. An dieser Stelle soll es die Hoffnung sein, in der Zukunft weitere fröhliche Kapitel aus meinem Berufsleben erzählen zu dürfen.

## Museen und Ausstellungen

### „An die Arbeit!“

Marion Bejchowetz-Iserhoht

Mit dieser Aufforderung leitet nicht etwa die Bundesregierung wirksame Maßnahmen zur Behebung der erschreckend hohen Arbeitslosigkeit ein, sondern mit diesem Plakat-Aufruf wirbt die Stadt Hamburg für ihr siebentes und jüngstes Museum: das am 6. Januar 1997 mit einem umfangreichen Sonderprogramm eröffnete Museum der Arbeit.

Manches braucht etwas länger, um so richtig gut zu werden. Nicht ganz so lange, wie es dauert, um volljährig zu werden, nur 16 Jahre gingen ins Land, bis das neue Museum an die Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Zuvor war Widerstand bei politischen Entscheidungsträgern zu überwinden und finanzielle Hürden waren zu nehmen. Aber der lange Atem und die Hartnäckigkeit der Vielen, die sich für das Museumsprojekt engagierten, zahlten sich aus.

Den Anstoß gab eine Bürgerinitiative. 1980 gründete sich in Hamburg der Verein „Museum der Arbeit e.V.“, der sich zum Ziel setzte, Zeugnisse der Industriekultur zu sammeln. Man hatte erkannt, daß die Industriegeschichte für Hamburg ein wichtiger Bereich ist, der die Stadt in den letzten 150 Jahren sehr viel stärker verändert hat als in den 650 Jahren davor.

Etwa zeitgleich mit der Hamburger Museumsinitiative wurden in anderen westeuropäischen Städten ähnliche Projekte entwickelt, wo man sich ebenso wie in Hamburg die Musealisierung industrieller Arbeitswelten auf die Fahnen geschrieben hatte, wie z.B. in Berlin das Museum für Verkehr und Technik, in Nürnberg das Centrum Industriekultur, in Mannheim das Landesmuseum für Technik und Arbeit, in Steyr/Österreich das Museum industrielle Arbeitswelt und in Norrköping/Schweden das Arbetetsmuseum.

Eine wichtige Rolle bei der Hamburger Museumsverdingung spielten sicher die Stadtrundgänge, die das Bild des Museums in der Öffentlichkeit geprägt haben, und die Tatsache, daß im Laufe der Jahre mehrere Sonderausstellungen gezeigt wurden, die über Hamburg hinaus Beachtung fanden. Auf diese Weise machte das Projekt von sich reden, und ein „Museum der Arbeit“ in Hamburg begann sich zu etablieren.

Es war eine Zeit des Wandels in der Arbeitswelt durch die rasant ablaufende Computerisierung. Und Eile war auch deshalb geboten, weil die Zeugnisse industrieller Arbeitsbedingungen und Arbeitsverhältnisse aufgrund der schnellen Entwicklung auf dem Müll und beim Schrotthändler zu landen drohten. Wenn etwas auszusterben beginnt wie überholte Berufe und Arbeitsformen (z.B. in der Druckindustrie), dann wandern Zeugnisse der Arbeit ins Museum. Diese Objekte überkommener Arbeitstechniken wie z.B. alte Drucker-Setzkästen hielten aber auch Einzug in private Haushalte, deutsche Wohnzimmer, wo sie den nostalgischen Hintergrund zur Aufbewahrung für allerlei Nippes bildeten. Und alte Lampen aus aufgelösten Werkstätten hingen nun von den Decken in zu Wohnungen umgebauten, ehemaligen Fabriketagen.

Nach der Prüfung von insgesamt vierzehn Standorten fiel die Entscheidung auf die ehemaligen Produktionsgebäude der „New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie“ im traditionellen Arbeiterviertel Barmbek. Die mittlerweile unter Denkmalschutz stehenden Gebäude gehören zu den ältesten erhaltenen Fabrikensembles Hamburgs. Drei der alten Werksgebäude werden heute für Museumszwecke genutzt. In dem „Kesselhaus“ (von 1896/97) ist die Metall-, Holz-, Restaurierungs- und Fotowerkstatt untergebracht, in dem „Torhaus“ die Steindruckwerkstatt. Die „Neue Fabrik“ (von 1906-08) mit ihren ehemaligen Produktionshallen beherbergt das eigentliche Museum mit Ausstellungsflächen, Depots und Museumsshop. Es wurde innerhalb von zwei Jahren auf behutsame Weise saniert und für Museumszwecke umgebaut, ein viertes Stockwerk mit moderner Dachkonstruktion neu aufgesetzt. Dieses steht im bewußten Kontrast zum historischen Baukörper und stellt doch vielfältige Bezüge zu ihm her. In diesem 3. Obergeschoß mit seinem indirekten Tageslicht sollen in Zukunft Sonderausstellungen gezeigt werden.

Die neue Architektur mit ihrer zeitgenössischen Formensprache und die historische Bausubstanz fügen sich harmonisch zu einem stimmigen Gesamteindruck zusammen und erfüllen auf ästhetisch ansprechende Weise sowohl die Anforderungen der Denkmalpflege als auch museale Belange. Spuren früherer Nutzung wie alte Sprossenfenster, die beiden alten Lastenaufzüge und ehemalige Türöffnungen sind, wo es möglich war, erhalten geblieben.

Die auf dem Fabrikgelände stehende „Zinnschmelze“ ist Stadtteilkulturzentrum und gleichzeitig Museumscafé.

Sollten sich die auf die Zukunft gerichteten Pläne einer räumlichen Erweiterung des Museums realisieren lassen, dann wird die zu dem Ensemble „Neue Fabrik“, „Kesselhaus“, „Torhaus“ und „Zinnschmelze“ gehörende „Alte Fabrik“ (von 1873) in die Museumskonzeption mit einbezogen werden.

Mit seinem Sonderausstellungsprogramm sieht sich das Museum der Arbeit von seiner Konzeption her einem fragenden Ansatz verpflichtet. Es will Themen aufgreifen, die gegenwärtig in unserer Gesellschaft relevant sind und die zukünftig eine Rolle spielen

könnten. wie z.B. die geplante Sonderausstellung „Wege zur Arbeit“. Von den U- und S-Bahnhöfen ausgehend soll gezeigt werden, wie die Menschen in den letzten hundert Jahren zur Arbeit gekommen sind, welche Wege sie zurückzulegen hatten, mit welchen Verkehrsmitteln, und was das für die Menschen bedeutet hat. Ein noch für dieses Jahr geplantes Sonderausstellungsprojekt „Suche Arbeit - brauche Zukunft“ soll die gegenwärtige Arbeitslosigkeit aufgreifen.

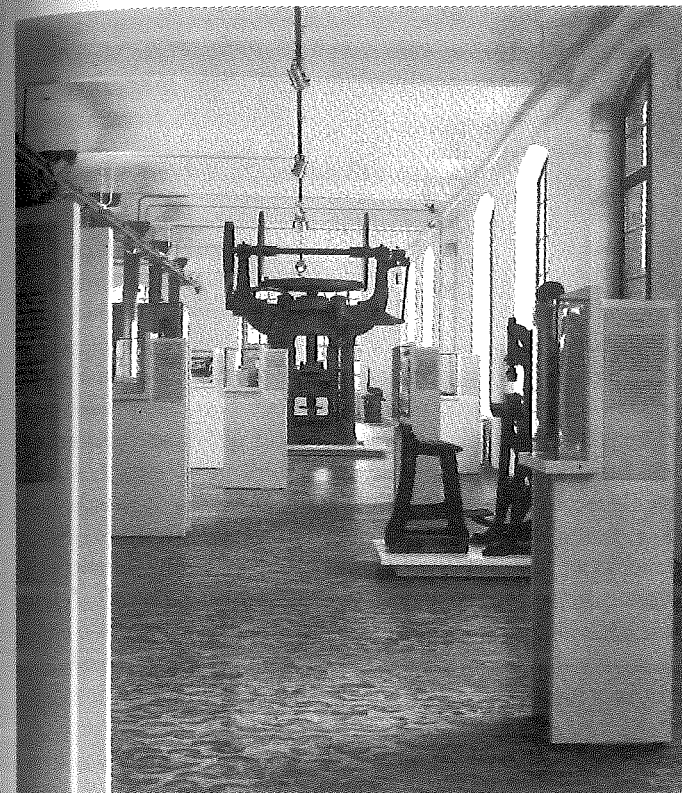
Ab 14. März 1997 wird die erste Sonderausstellung „Ein Stück Arbeit“ zu sehen sein. Für diese Ausstellung haben Hamburger und Hamburgerinnen Gegenstände (und die dazugehörigen Geschichten) zur Verfügung gestellt. Dinge, denen sie Bedeutung für ihr Arbeitsleben zumessen, die sie an „ein Stück Arbeit“ erinnern. Bekannte Leute wie Max Schmeling, Jürgen Flimm und der Bürgermeister werden dabei sein, aber auch unbekannte Leute.

Der Hafen war **der** Motor bei der Industrialisierung Hamburgs und bildet gewissermaßen den Hintergrund für die einzelnen Ausstellungseinheiten. Hafenarbeit selbst aber kann auf dem Barmbeker Museumsareal nicht dargestellt werden. Die sich darauf beziehenden Außenstellen des Museums der Arbeit, eine Hamburger Kastenschute im Nicolaifleet, der Schwimm-Dampfkran „Saatsee“ im Museumshafen Övelgönne (er wurde 65 Jahre lang im Nord-Ostsee-Kanal eingesetzt) und das Speicherstadtmuseum bleiben erhalten. Alle drei Außenstellen werden als ehemalige Arbeitsorte wichtige Etappen eines in Planung befindlichen hafenhistorischen Wanderwegs sein. Das privat betriebene Speicherstadtmuseum zeigt im authentischen Rahmen Arbeitsgeräte und Warenproben, die die Arbeit der Quartiersmannsfirmen und Handelshäuser der Speicherstadt veranschaulichen.

Das Museum der Arbeit zeigt in der „Neuen Fabrik“ auf drei Etagen mit einer Ausstellungsfläche von 2.400 Quadratmeter sechs Ausstellungseinheiten zu den Themenbereichen

- Dinge und Dokumente/Alltag im Industriezeitalter (Erdgeschoß)
- Graphisches Gewerbe/Arbeit im Kontor - Handel mit Übersee (1. Obergeschoß)
- Die „New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie“ (1./2. Obergeschoß/ Treppenhaus)
- Frauen und Männer - Arbeits- und Bilderwelten (2. Obergeschoß)

Im großzügig gestalteten Eingangsbereich bekommen die Museumsbesucher und -besucherinnen anhand von zwölf Einzelobjekten einen assoziativen Einstieg in die Ausstellungen geboten. Diese Objekte scheinen auf den ersten Blick wegen ihrer Unterschiedlichkeit kaum etwas miteinander zu tun zu haben. Es handelt sich um ganz alltägliche und auch ausgefallene Dinge und Dokumente. In Vitrinen ausgestellt und auf den Sockel gehoben werden sie zu Exponaten mit einer ihnen vom Museum zugeschriebenen Bedeutung. Aber an ihnen werden auch wichtige Aspekte des Industrialisierungsprozesses unmittelbar anschaulich.



*Blick in die Ausstellungseinheit „Dinge und Dokumente/Alltag im Industriezeitalter“ im Erdgeschoß. Im Hintergrund die „Dicke Berta“ genannte Friktions-spindelpresse von 1941. Sie war in der Metallwarenfabrik Carl Wild in Betrieb, ein für die Hamburger Gewerbestruktur typischer Kleinbetrieb. (Foto: Karin Plessing / Christoph Irrgang.)*

Dieses in radikaler und sparsamer Objektbezogenheit aufgebaute Ensemble weist auf einen thematischen Schwerpunkt des Museums: Einblicke zu geben in Aspekte der Arbeit und die Veränderung von Arbeits- und Lebensbedingungen im Zuge der Industrialisierung in ihrer Bedeutung und Auswirkung für Frauen und Männer aufzuzeigen. Dabei wird nicht nur in dieser Ausstellungseinheit, sondern durchgängig auf die Wirkungskraft von Objekten vertraut.

Hier im Erdgeschoß steht auch die „Dicke Berta“, wie diese elektrisch betriebene, gußeiserne Friktionsspindelpresse von 1941 von der Belegschaft in Anlehnung an die Krupp'sche Riesenkanone genannt wurde. Mit ihr wurden u.a. die für die nationalsozialistischen Machthaber so wichtigen Orden und Abzeichen und die Plaketten des Winterhilfswerks geprägt.

Die „Dicke Berta“ weist auf mehrererlei hin. Zum einen auf die Beziehungen, die die Arbeiter und Arbeiterinnen zu „ihren“ Maschinen entwickelten. Sie entstammt einer

Zeit, in der Maschinen noch für die Ewigkeit gebaut wurden, so scheint es, und ist ein Indiz für den Wandel der Arbeitswelt. Und sie verweist nicht zuletzt auf die Metallwarenfabrik Carl Wild, wo sie in Betrieb war. Die „Wild'sche Fabrik“ produzierte im Hamburger Stadtteil Hohenfelde fast neunzig Jahre lang Anstecknadeln, Broschen und Abzeichen aller Art. Ein teilweise rekonstruierter Arbeitsraum dieses für Hamburg typischen Kleinbetriebes wurde mittig in das Erdgeschoß gesetzt. Seine künstliche Hülle gewährt (gläserne) Einblicke in Arbeitsabläufe und soziale Beziehungen. Einen eigenen Platz außerhalb dieses rekonstruierten Werkstatttraumes haben einige eindrucksvolle Großobjekte wie Koksemailleofen, ein Tisch mit Galvanikbecken und eine Lackierkabine gefunden. Sie veranschaulichen die Belastungen und Gefahren in einem solchen Betrieb.

Im 1. Obergeschoß thematisiert ein historischer Rückblick die grundlegenden Veränderungen im graphischen Gewerbe mit ihren Folgen für die beschäftigten Frauen und Männer. Die Berufe des Druckers und des Setzers wurden durch die Industrialisierung stark verändert. Zunächst durch handwerklich-zünftige Traditionen geprägt, wurde dieser Berufszweig durch die technischen Entwicklungen im Bereich des Drucks und des Satzes schneller als andere Berufe vom Rationalisierungsprozeß erfaßt. Diese Entwicklung endete (vorerst) damit, daß der Beruf des Setzers heute aus der Arbeitswelt fast vollständig verschwunden ist und der des Druckers sich durch neue Aufgabenfelder vollkommen verändert hat.

In der Pressestadt Hamburg hatten alle technischen Neuerungen im Druckgewerbe immer auch gravierende Folgen für die Beschäftigten. Die rasante technische Entwicklung in diesem Bereich steht im Museum der Arbeit stellvertretend für den technologischen Fortschritt und seine sozialen Folgen in der Arbeitswelt.

Anhand von Handsetzerei, Maschinensetzerei und Druckerei werden in den arbeitenden Museumswerkstätten diese alten Verfahren vorgeführt und museumseigene Drucksergebnisse hergestellt.

Der Handel prägte nicht nur das Hamburger Stadtbild, sondern auch die Herausbildung der neuen Berufsgruppe der Angestellten. Im Zuge der Industrialisierung erfuhr Hamburgs Handel einen enormen Aufschwung. Diese Ausstellungseinheit „Arbeit im Kontor - Handel mit Übersee“ zeigt in einzelnen Segmenten komplexe Zusammenhänge und weltumspannende Verbindungen auf. Auch hier wird der museale Blickpunkt Mensch deutlich, denn am Gelingen eines Handelsgeschäftes waren viele beteiligt: Kaufleute, Kontorangestellte, Hafenarbeiter, Quartiersleute und eine Vielzahl von Menschen in den tropischen Herkunftsländern der nach Hamburg verschifften Rohstoffe wie Kakao und Kautschuk.

Die Firmengeschichte der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie ist zugleich ein Stück Museumsgeschichte, denn dort, wo ehemals Kämmen und andere Produkte aus Hartgummi hergestellt wurden, findet heute die museale Nutzung statt. In

drei Kabinetten wird die Geschichte des Unternehmens aufgezeigt. Die 1871 gegründete Fabrik produziert seit 1954 in Hamburg-Harburg. Am Beispiel dieses einstigen Großbetriebes wird der Entwicklung des ältesten, industriell genutzten Kunststoffes, Hartgummi, nachgegangen. Drei Arbeitsplätze veranschaulichen den Arbeitsalltag und die Arbeitsbelastungen, unterstützt von Bild-, Text- und Tondokumenten. Ein gläserner „Fahrstuhl“ in Form einer hohen, schmalen Vitrine, eingepaßt in die Treppenkonstruktion des Treppenhauses, kann per Knopfdruck in Bewegung gesetzt werden und zeigt die breite Produktpalette des Unternehmens. Sie ist wie andere Einbauten im Museum ein ästhetisch ansprechendes Element und zeugt darüber hinaus von dem Einfallsreichtum der MuseumsgestalterInnen. Daneben finden sich untereinander angeordnete schmale, ausziehbare Schubkästen, die eine bequeme Lesehaltung ermöglichen und die verschiedene Exponate und Dokumente aus der Firmengeschichte enthalten.

Die sechste und den Rundgang abschließende Ausstellungseinheit im 2. Obergeschoß fragt nach den unterschiedlichen Lebens- und Arbeitssituationen von Männern und Frauen anhand geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in Erwerbs- und Familienarbeit. Am Beispiel typischer Frauen- und Männerarbeitsplätze in der Fischindustrie und unbezahlter Arbeit am (weiblichen) Arbeitsplatz Kind bzw. Familie werden gesellschaftliche Formen von Arbeit thematisiert. Gleichmaßen als Rahmen wie auch historischer Hintergrund zu den im Raum angeordneten Exponaten fungieren sechs an den Wänden angebrachte „Zeitschnitte“. Sie thematisieren die Kontinuität und Veränderung von Geschlechterrollen in den letzten zweihundert Jahren überwiegend an veröffentlichtem und privatem Bildmaterial, indem sie jeweils herrschende Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit gegenüber stellen. (Das genaue Betrachten der Bilder fördert verblüffende Erkenntnisse über neue Lebensformen mit tradierten Rollen zutage: Selbst in der „revolutionären“ Berliner Kommune hält die Frau das Kind, Männer lesen die Zeitung oder sind anderweitig beschäftigt!)

Wichtige thematische Einzelaspekte flankieren gleichsam wie Exponat-Inseln die in der Mitte des Raumes angeordneten Installationen und laden zu analytischen Exkursen ein. So werden beispielsweise Fragen aufgeworfen über die Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf für beide Geschlechter, welche Modelle von Familie, von Arbeits- und Zeitaufteilung und von Leitbildern werden jeweils angeboten? Die Frage „Wohin mit dem Kind?“ wendet sich der öffentlichen Kinderversorgung in Hamburg zu. „Als Fenster in andere Zeitepochen, in unterschiedliche Lebensentwürfe, gesellschaftliche Modelle und soziale Praktiken sowie in andere ethnische Kontexte laden sie ein zum Blick über den eigenen Horizont.“<sup>1</sup> Die einzelnen Ausstellungssegmente sind

<sup>1</sup> Elisabeth von Dücker. Zur Kulturgeschichte der Geschlechter, in: Katalog Museum der Arbeit, Hamburg 1997, S. 113.

stark verdichtet, und in ihrer Aufeinander-Bezogenheit zeigen sie komplexe Zusammenhänge auf.

Mir geht es wie vielen MuseumsbesucherInnen, die speziell nach dem suchen, was sie zur Zeit besonders interessiert bzw. womit sie sich gerade beschäftigen. Mein Thema „Türkinnen“ habe ich im Museum der Arbeit wiedergefunden. Zum analytischen Exkurs „Izmir - Hamburg - und zurück?“ wird Migrationsgeschichte am Beispiel türkischer Arbeiterinnen aufgezeigt. Unter dem Motto „Das Paradies ist immer woanders?“ werden Einblicke in die Lebenswege von drei türkischen Arbeitsmigrantinnen gegeben. „Sultan Bayram, Özden Cetin, Gönül Bayram sowie ihre Tochter Gözde erzählen, wie sie nach Deutschland gekommen sind und wie sie heute hier leben und arbeiten. Alle drei sind in der Fischindustrie tätig, die in Hamburg ca. 80 % ausländische Arbeitnehmerinnen beschäftigt. Sie sind zwar aus unterschiedlichen Gründen gekommen, aber doch mit der Gemeinsamkeit, nach einigen Jahren der harten Arbeit mit dem Ersparten in die Türkei zurückzukehren und sich dort eine neue Existenz aufzubauen. Für keine hat sich die Rückkehrperspektive erfüllt.“<sup>2</sup> Diese Perspektive von der Rückkehr, die immer wieder hinausgeschoben wird, symbolisieren ungeöffnete Kartons mit Elektrogeräten, die sich auf einem Kleiderschrank vom Sperrmüll stapeln. Wie schon gesagt, ein wichtiges Anliegen des Museums ist die Darstellung der unterschiedlichen Lebens- und Arbeitswelten und Geschlechterrollen von Frauen und Männern. Sie finden sich nicht nur als eigenes Thema der Ausstellungseinheit im 2. Obergeschoß, sondern Fragestellungen nach geschlechtsspezifischen Zuordnungen ziehen sich durch alle Ausstellungseinheiten und sind ein durchgängiges Ausstellungsprinzip. In dieser so konsequent durchdachten Konzeption und Ausführung steht das Museum der Arbeit einzigartig da in der deutschen Museumslandschaft, das zeichnet es in besonderer Weise aus.

Gründung und Aufbau des Museums wurden vom Arbeitskreis Frauen begleitet, die auf eine Darstellung der Unterschiede zwischen Männer- und Frauenarbeit in den Ausstellungen drängten. Dieser Arbeitskreis konnte zwar die geforderte Quotierung der Ausstellungsquadratmeter nicht durchsetzen, aber er hat erreicht, daß Frauenarbeit in allen Abteilungen des Museums thematisiert wird.

Objekte auszustellen ist eine zentrale Aufgabe und Stärke eines Museums als Ort der Bildung und des sinnlichen Vergnügens und zeichnet es vor anderen Freizeitstätten wie Theater oder Disneyland aus.

2 Necla Kelek. „Izmir - Hamburg - und zurück?“, in: Katalog Museum der Arbeit. Hamburg 1997, S. 131.

Multimediale Mittel, die in anderen Museen und Ausstellungen teilweise alles andere dominieren, werden vom Museum der Arbeit angenehm sparsam und wie beiläufig zur Erklärung von Sachverhalten eingesetzt. Sie passen sich damit ein in das Ausstellungs-konzept des Museums, gesellschaftliche Phänomene wie Technikbegeisterung und Fortschrittsglauben eher kritisch zu hinterfragen. Bei der Gestaltung der Dauerausstellungen wurde bewußt auf Bühnenbildnerische Inszenierungen und Großfotos verzichtet und stattdessen auf die Wirkung authentischer Objekte gesetzt. Ihnen und ihrer spezifischen Aussage und Bedeutung im Kontext mit anderen Exponaten gilt in erster Linie das Interesse. Und so erfüllen die Objekte (einzeln oder zu teilrekonstruierten Ensembles angeordnet in Verbindung mit ergänzenden und vertiefenden Informationen mittels Texten, Bildern und Ton) Erwartungen an ein Museum bezüglich Informationsgehalt und ästhetischem Genuß in sehr anschaulicher Weise.

Ein kulturhistorisches Museum wie das Museum der Arbeit kann Einblicke in verschiedene Lebensbereiche der Menschen anbieten. Es bleibt der Phantasie der MuseumsbesucherInnen überlassen, das Gesehene gedanklich fortzusetzen und sich vergangene Wirklichkeiten auszumalen. Von musealer Seite können lediglich notwendige Hilfestellungen dazu angeboten werden. Sehr vieles also, was ein Museum nicht zeigen kann, muß sich in den Köpfen der Menschen abspielen. Bei diesem grundsätzlichen Problem bei der Konzeptionierung von Ausstellungen kann der Zeitfaktor z.B. nicht erfaßt werden. Es sind eben ganz verschiedene Dinge, ob ein Produkt in einer Museumswerkstatt innerhalb einer kurzen Zeitspanne hergestellt wird, was zudem oftmals in der Freizeit stattfindet, oder ob sich seine Herstellung etwa in 30jähriger Tätigkeit als Lebensperspektive eröffnet. Hier ist die Vorstellungskraft eines jeden Museumsbesuchers/einer jeden Museumsbesucherin gefordert.

„Es muß sich auch in den Köpfen der Leute etwas bewegen. Und wir wollen hier Bilder in die Köpfe der Leute bringen, die ihnen Spaß machen, wo sie anfangen nachzudenken und sagen: Aha, wie war das? Ach so war das, ja, das könnte doch so gewesen sein! Und dann einfach etwas mitzukriegen in Ruhe, nicht einfach ihnen etwas vorzusetzen, ..., sondern ihnen eine Möglichkeit zu geben, nachzudenken über das, was sie sehen. ... Diese Vorstellung, daß man durch Realismus direkt etwas umsetzen kann, die ist meiner Meinung nach falsch. ... Wir verlangen und stellen uns vor, daß unsere Besucherinnen und Besucher durch Spaß selber anfangen nachzudenken. Wir wollen in den Köpfen der Leute etwas bewegen. ... Wir verstehen uns nicht als ein Haus, das sich nur mit der Vergangenheit beschäftigt, sondern uns geht es um Gegenwart und Zukunft. ... Dabei sind wir aber nicht die Oberbehörde, die weiß wo es langgeht, sondern wir können nur

Angebote machen, mit uns auf der Grundlage der historischen Entwicklung, wie wir sie darstellen, über Gegenwart und Zukunft nachzudenken.“<sup>3</sup>

Kultur hat ihren Preis, und das ist auch gut so und gerechtfertigt. Aber es ist erstaunlich, denkt man an die Kosten anderer Museumsprojekte, wieviel man doch für so relativ wenig Geld bekommen kann: 13,4 Millionen Mark hat der Hamburger Senat für den Umbau von zwei historischen Fabrikgebäuden und 4,1 Millionen Mark für die Ausstellung bereitgestellt. Das Museum der Arbeit hat 25 festangestellte Beschäftigte und einen großen Kreis ehrenamtlich Arbeitende, die z.B. den Museumsshop betreiben. Das Museum der Arbeit hat in überzeugender Weise sein Konzept umgesetzt.

3 Museumsdirektor Gernot Krankenhagen in der Sendung „Arena spezial“. Thema: Museum der Arbeit in Hamburg. N3, 20.1.1997, 22.30 Uhr.

Adresse: Museum der Arbeit  
Maurienstraße 19-21  
22305 Hamburg (Stadtteil Barmbek)  
Telefon: 040/29 84 23 64

Öffnungszeiten: Montag 13-21 Uhr  
Dienstag-Samstag 10-17 Uhr  
Sonntag 10-18 Uhr

Der sehr lesenswerte Katalog ist zum Preis von 24,80 DM an der Museumskasse oder über den Buchhandel erhältlich (ISBN 3-7672-1278-1).

## „Historische Fahrzeuge“ auf dem Hesterberg

Nina Hennig

Am 8. September ist auf dem Hesterberg in Schleswig ein Teil der Volkskundlichen Sammlungen des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums wieder- und neueröffnet worden. In dem ersten für die Ausstellung fertiggestellten Gebäude - der ehemaligen Haferscheune - sind historische Fahrzeuge zu sehen. Die gezeigten Wagen, Karren, Schlitten und Fahrräder spiegeln viele Bereiche der alltäglichen und besonderen Lebensbereiche der Menschen verschiedener sozialer Milieus vom 18. bis in das 20. Jahrhundert wider.<sup>1</sup>

In der Inszenierung eines Marktplatzes finden sich so zum Beispiel die Wagen von Händlern - Bäcker-, Schlachter-, Groß- und Kleinviehwagen etc. -, und auch die unterschiedlichen Formen der Antriebskräfte werden dargestellt: Die „Hamburger Milchkarre“ kam mit der Unterstützung des Hundes vom Fleck, während die „Schott'sche Karre“ vom Menschen allein bewegt werden mußte. In den Bereich der Arbeit fallen auch die Wasserwagen von Fehmarn oder Gig und Governess-Cart, die bevorzugt von Handelsreisenden genutzt wurden und einige der ausgestellten Lastschlitten und Lastenfahrräder, während die beiden Stuhl- oder Kürwagen sowie einige der reich verzierten Schlitten den Bereich der Repräsentation, der Feste und der Feierlichkeiten berühren.

Die Ausstellungshalle teilt sich in zwei Hälften: Am Anfang stehen die Themen Handel, Markt, Fortbewegung in den Städten und kleinen Orten Schleswig-Holsteins, im zweiten Teil folgen die Reise über Straßen außerhalb von Ortschaften, die Herstellung und der Vertrieb von Fuhrwerken sowie ein Blick auf die angenehmen, aber auch mühsamen oder schmerzhaften Aspekte der Mobilität. Als eindrucksvolles Beispiel für den letzteren Gesichtspunkt sei hier der Leiterwagen von Frau Elsa Lange genannt, mit dem sie 1945 von Karlsthal in Pommern nach Schleswig-Holstein floh. Einzelne Sonderthemen befinden sich in den vier Ecken des Gebäudes auf Sockeln herausgehoben: Kürwagen, Carriole, Coupé und Feuerspritze sowie in den Vitrinen: Schlitten und Fahrräder.

Das gesamte bauliche Ensemble des Hesterberges steht unter Denkmalschutz. Es war rund hundert Jahre in militärischem Besitz und diente lange als Depot für die Kavallerie auf Schloß Gottorf (daher die Benennungen „Haferscheune“, „Körnerhaus“); bevor es

<sup>1</sup> Zur Konzeption der Ausstellung auf dem Hesterberg siehe: Mehl, Heinrich. Landesmuseum für Volkskultur in Schleswig-Holstein. Eine erste Übersicht über Bauten und Inhalte. In: TOP 10, 1994, S.35-45. Dort finden sich weitere Literaturangaben zum Thema.

1993 vom Land für die Neuaufstellung der Volkskundlichen Sammlungen erworben wurde. Der Denkmalschutz ist auch ein Grund, weswegen die Räumlichkeit der Haferscheune kaum angetastet wurde. Die Architektur der Ausstellungshalle ist geprägt durch die Ständerreihen mit aufgezeichnetem Schüttmaß für das Korn. Allein die Decke wurde geweißt, um dem Raum zu mehr optischer Höhe zu verhelfen. Zudem wurden die meisten Fenster von innen verdeckt; eine konservatorische und ausstellungstechnische Entscheidung, nicht ohne Nachteile. Außer diesem Gebäude befinden sich auf dem Gelände eine weitere Scheune, die im nächsten Jahr für Sonderausstellungen eröffnet werden soll und die ehemalige Garnisonsbäckerei, in der sich die Museumsverwaltung und (noch) die Restaurierungswerkstatt befinden. Für die Zukunft ist hier der Einzug einer Gastwirtschaft geplant, u. a. mit einer „Freiluftbewirtung“ im Museumsgarten, der die städtische Gartenkultur etwa der Jahrhundertwende darstellt. Museal genutzt werden soll auch das fünfstöckige „Körnerhaus“, mit dessen Fertigstellung allerdings gewiß die Jahrtausendwende angeschnitten oder überschritten werden dürfte. Die hellgelben und roten Backsteingebäude repräsentieren die industriell geprägte Bauweise des ausgehenden 19. Jahrhunderts - hier zwischen 1870 und 1904 die, wie bereits erwähnt, im Innern z. T. noch mit Holzständern gestützt ist. Die Ausstellungsräume besitzen von sich aus bereits einen eigenen Charme und eine Ausstrahlung, mit der die Museumswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler umzugehen haben, von der sie allerdings auch profitieren können.<sup>2</sup>

Die Ausstellungsgegenstände entstammen zu einem wichtigen Teil der großen Volkskundlichen Landesaufnahme, von Dr. Arnold Lühning besonders intensiv in den 1960er Jahren durchgeführt, zu der zum Beispiel der Langholzwagen mit der Wippkiste gehört, ein äußerst raffiniertes Gerät, um schwere lange Holzstämmen ohne großen Kraftaufwand zu verladen. Diese Tätigkeit wird in der Ausstellung durch einen vom wißbegierigen Besucher abzurufenden Lühningschen Videofilm nachvollziehbar. Weitere Filme aus derselben Hand und vom selben Auge sind der Schmiedewerkstatt und der Arbeit des Stellmachers zugeordnet. Ein neuer Film läßt Frau Lange die Geschichte ihrer Flucht selbst erzählen. Diese Filme sind ein Medium, um die Objekte zu erläutern. Weiterhin übernehmen Großfotos auf Stellwänden hinter einzelnen Ausstellungseinheiten die wichtige Aufgabe, Fahrzeuge in einen Kontext einzuordnen und in ihrer Funktion darzustellen, wobei Funktion mehr bedeutet, als mit einem Wagen sich selbst von dem einen zum anderen Ort zu befördern, evtl. dabei Waren zu transportieren, sondern auch die Bedeutung des Fahrzeuges für den Besitzer beinhaltet. Bezeichnend dafür ist beispielsweise die nach Rang aufgereichte Anordnung der Familie eines Tonneau-Eigners samt Hofhund, die den Stolz auf das dem Fotografen präsentier-

<sup>2</sup> Zu den Gebäuden des Hesterberges siehe: Wilkens, Ulrich, Altbauten für ein neues Museum. In: Schleswig-Holstein. Kultur, Geschichte, Natur. Sonderheft 7+8/96, S.25-27.



te Eigentum ausdrückt. Zusätzlich werden zu einzelnen Einheiten Falbblätter vorbereitet, die tieferegehende Informationen zu Entstehung, Technik, Gebrauch, den vormaligen Besitzern und der Geschichte der Fahrzeuge und der sie benutzenden Menschen liefern werden.

Allein acht der gezeigten Wagen sind Bestandteil der vor einigen Jahren vom Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum angekauften Sammlung Pieter-Jan van Tienhovens, unter ihnen zum Beispiel der Wagen der „Eiche“-Brauerei aus Kiel mit seinem Vierer-Pferdegespann, ein Wagen des Malers Langbehn aus Neumünster sowie eine Wagonette, hergestellt von der Firma Kreutzfeld in Plön, womit auch auf die Herstellungsbetriebe und unterschiedlichen Handwerke in der Anfertigung der Fahrzeuge hingewiesen wird.

Eine Sammlung - und in der Fortführung eine Ausstellung - ist geprägt von Personen und Persönlichkeiten. Auf der einen Seite stehen die, die ein bestimmtes Konzept, Ideen und Interessen verfolgen, auf der anderen Seite die, die dieses Interesse durch angebotene Objekte und die dazugehörigen Erinnerungen stillen. Dies mag banal klingen, ist in der Konsequenz jedoch von einiger Bedeutung. Ohne den Kontakt der Volkskundlichen Sammlungen und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zum Beispiel zu Frau Elsa Lange, könnte die Ausstellung nicht von einem bewegten und oftmals mühevollen

Leben einer Frau berichten, deren sehr persönliches Schicksal durch unpersönliche makrogesellschaftliche Umstände gelenkt wurde, und die trotzdem durch eine bilderreiche Erinnerung ohne Verbitterung beeindruckt. Aber auch bei anderen, weniger spektakulären Objekten tut der Blick auf die Motivation der früheren Besitzer, dieses „Ding“ zu erwerben oder herzustellen, aufzubewahren und es anschließend dem Museum anzubieten, Not. Aus diesen - und sicherlich vielen weiteren - Faktoren setzt sich eine Ausstellung zusammen, die somit niemals allein als das Produkt eines durchdachten Konzepts, aber auch nicht als das einer Kette von Zufälligkeiten betrachtet werden kann. An dieser Stelle wäre m.E. noch weiterzudenken und museale Reflexion zu betreiben.

## ABM im Freilichtmuseum Speckenbüttel in Bremerhaven

*Beate Borkowski*

Im Norden Bremerhavens steht eines der ältesten Freilichtmuseen Deutschlands, das Freilichtmuseum Speckenbüttel. Es besteht aus einer Geesthofanlage und einem Marschenhaus. Träger des Museums ist der 1908 von Dr. Johann Bohls, einem in der Region bekannten Heimatforscher, gegründete Bauernhausverein Lehe e.V. Der Verein hat das Museum mit ehrenamtlichen Kräften aufgebaut und erhalten. Beide Anlagen liegen inmitten eines großen Stadtparkes, des Speckenbütteler Parks. Zu der Geesthofanlage gehören ein Rauchhaus, ein Altenteilerhaus, eine sogenannte Tuunschün, ein Schafstall, ein Backhaus, eine Moorhütte, ein Göpel und ein Immenschauer. Zur Anlage des in der Nähe liegenden Marschenhauses, einer Nachbildung des 1731 in Sandstedt/Wesermarsch gebauten Hauses, gehören eine Scheune und eine Bockwindmühle.

Die Geesthofanlage ist den Bremerhavenern als Museumseinrichtung, aber auch als Plattform für die jährlichen Aufführungen der Niederdeutschen Bühne „Waterkant“ gut bekannt. Das Marschenhaus ist nicht so sehr als Museum in ihrem Bewußtsein, sondern vielmehr als attraktive Kulisse für Privatfeiern aller Art. Der seit bald zwei Jahren in neuer Zusammensetzung bestehende Vorstand möchte das ändern: Das Marschenhaus wird zwar weiterhin für private Feiern und auch vom Bauernhausverein angebotene Veranstaltungen genutzt werden können, aber der museale Aspekt soll mehr in den Vordergrund gerückt werden. Eine seiner Maßnahmen ist es, eine Volkskundlerin auf ABM-Basis einzustellen, deren Aufgabe die wissenschaftliche Inventarisierung der Museumsobjekte ist. Diese Stelle habe ich am 1. August 1996 angetreten.

Ich habe in Kiel Volkskunde, Kunstgeschichte und Geschichte studiert. Meine Aufgabe ist es, die Grundlagen zur wissenschaftlichen Inventarisierung zu legen. Dazu muß ich den Arbeitsplatz erst aufbauen, angefangen bei der Beschaffung der Inventarkarteikarten. Beschriftungsmaterialien, Maßband etc. bis hin zum Aufbau einer Fachbibliothek - soweit die Mittel reichen.

Mein Arbeitsstandort ist vorerst das Marschenhaus. Über die noch anstehende Arbeit auf der Geesthofanlage kann ich mich also noch nicht äußern. Das Büro des Vereins ist die ehemalige Knechtskammer des Marschenhauses, über das es nur wenig gesicherte Kenntnisse gibt.

Neben dem bereits erwähnten Arbeitsplatzaufbau sehe ich meine Aufgabe auch darin, Kontakte zu knüpfen mit umliegenden relevanten Institutionen wie zum Beispiel mit



dem Museumsverband Niedersachsen/Bremen und den regionalen Museen. Eine die Arbeit wesentlich erleichternde Fachbibliothek ist leider nicht in erreichbarer Nähe. Es gibt eine regionale Bibliothek des Geschichtsvereins „Die Männer vom Morgenstern“, die für Inventarisationsbelange wenig Fachliteratur bietet. Die Durchsicht des Stadtbibliotheksbestandes war noch weniger ergiebig. Sehr hilfreich für meine Arbeit sind die Kenntnisse, die ich bei der zeitweiligen Inventarisierung im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum Molfsee erworben habe.

Die eigenständige Arbeit hier gefällt mir sehr gut: Ich mache grundlegende Berufserfahrungen. Auch wenn ich leider keine ArbeitskollegInnen hier habe, habe ich dennoch auf fachlicher Ebene kompetente Unterstützung von einem Vorstandsmitglied, dem Historiker und Stadtarchivar Dr. Hartmut Bickelmann. Er hat den Vorsitz eines von insgesamt vier Arbeitskreisen (Bautenerhaltung, Öffentlichkeitsarbeit, Finanzen, Geschichte), der u.a. für die Inventarisierung zuständig ist.

Der Vorstand erhofft sich von mir - außer der Inventarisierung - Hilfestellung bei der künftigen Museumskonzeption. Es ist ihm allerdings bewußt, daß erst der Abschluß der Inventarisierung eine Schwerpunktsetzung des Museums ermöglicht. In einem Jahr ist das sicher nicht zu schaffen. Wäre schön, wenn sich ein zweites Jahr anschließen ließe.

## Buchbesprechung

*Norbert Fischer/Klaus Gille/Asmus Henkel: Lebendiges altes Handwerk in Schleswig-Holstein. Hamburg: Christians Verlag 1996, 96 S., 76 Abb., DM 29,80.*

Die Beschäftigung mit der Geschichte und gegenwärtigen Situation des Handwerks in Schleswig-Holstein hat in den letzten Jahren in der Volkskunde und in den benachbarten Fächern nicht gerade eine Hochkonjunktur erlebt, und es ist daher sehr zu begrüßen, daß sich das vorliegende kleine Buch diesem Thema widmet. Die Autoren fragen nach verschiedenen Branchen des alten Handwerks, deren traditionelle Arbeitsweisen heute nur noch von wenigen Personen beherrscht werden. In bunter Folge werden jeweils in einem eigenen Kapitel vorgestellt: ein Holzbootsbauer, eine Korbflechterin, ein Gürtler, eine Buchbinderin, der Reetanbau und die Reetdachdeckerei, eine Holzpantoffelmacherin, ein Färber und Blaudrucker, eine Bürstenbinderwerkstatt, ein Glasbläser sowie ein Bandreißerbetrieb. Gemeinsam ist ihnen fast allen, daß die einschlägigen Tätigkeiten überwiegend in Handarbeit und weniger mit Hilfe von Maschinen verrichtet werden. Diese Arbeitsweise läßt keine Massenfertigung zu, aber das wird in der Regel auch gar nicht angestrebt: Die meisten der betreffenden HandwerkerInnen sind sich darüber im klaren, daß sie eine Produktions-„Nische“ ausfüllen und in der Hauptsache von speziellen Aufträgen und den Sonderwünschen der Kundschaft leben. Häufig stillen sie mit ihrem individuellen Warenangebot ein gewisses Luxusbedürfnis der Kunden, und in einigen Branchen erfüllen sie mit der Herstellung ihrer Waren zugleich eigene künstlerische Ansprüche. Nähe zum Kunsthandwerk und Liebhaberei der Kundschaft kennzeichnen vor allem wohl die Gürtlerei und die Glasbläserei, zum Teil aber auch die Korbflechterei und die „nach alter Art“ arbeitende Buchbinderei. Anders sieht es dagegen in bezug auf das Bürsten- und Besenbinden aus. Der vorgestellte Betrieb, eine Einrichtung des Hilfswerkes blinder Handwerker e.V. in Lübeck, produziert reine Gebrauchsware in Einzelstücken wie auch in größeren Serien und beliefert u.a. Schulen, Krankenhäuser, Stadtverwaltungen und die Bundeswehr. Ebenfalls Gebrauchsware stellen die Bandreißer in Haseldorf in den Elbmarschen her, nämlich Reifen aus Weidenruten. Früher wurden sie zum Zusammenhalten von Holzfässern benötigt, heute dienen sie in Gärtnereien und Blumenläden als Unterlage beim Kranzbinden. Der hier präsentierte Bandreißerbetrieb, der außer einigen Saisonhilfen nur zwei Personen ständig beschäftigt, ist übrigens der letzte seiner Art in Deutschland. Hingewiesen sei noch auf das Reetdachdecken. Zweifellos gehört es zu den alten Branchen und sogar zu denjenigen, deren Arbeitsgänge und -geräte seit Jahrhunderten fast unverändert geblieben sind, aber es

ist - im Gegensatz etwa zum Bandreißer - ein sehr lebendiges Handwerk. Zur Zeit wenigstens sind Reetdächer „in“ und Reetdachdecker gesuchte Leute, nur das Reet selbst wird heute meist aus anderen Ländern importiert und immer seltener in Deutschland angebaut.

Das Buch „Lebendiges altes Handwerk in Schleswig-Holstein“ richtet sich in erster Linie an interessierte Laien. Es bietet kurzweilige Lektüre, nicht nur weil es flüssig geschrieben und anschaulich illustriert ist, sondern auch weil die Mischung aus Beschreibungen von Arbeitsabläufen, Blicken in die Werkstätten, lebensgeschichtlichen Erzählungen und Skizzen zur Handwerksgeschichte stimmt. Obwohl Quellen- und Literaturbelege im Text fehlen, vieles also nur etwas umständlich mit Hilfe des angehängten Literaturverzeichnisses nachprüfbar ist, möchte ich das Buch trotzdem auch aus wissenschaftlicher Sicht empfehlen. Den Autoren ist dafür zu danken, daß sie Material über rezente Formen traditionellen Handwerks zur Verfügung stellen, und außerdem handelt es sich bei den hier zusammengetragenen Informationen wohl um Quellen, die in späterer Zeit sehr willkommen sein werden.

*Nils Hansen*

## Gesucht - Gefunden

### Suche

**Kunstkalender Schleswig-Holstein**

**Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch**

aller Jahrgänge. Angebote bitte an Jochen Storjohann, Barmisser Weg 3, 24245 Großbarkau, Tel. 04302/279.

### Konfirmationsurkunden gesucht

Zur Erweiterung meiner Sammlung suche ich Konfirmationsurkunden "aller Arten und Zeiten".

S. Kemp, Waldblick 7, 24242 Felde, Tel. 04340/9015.

## TOP 16

## Berichte

# Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein



7. Jahrgang

Dezember 1997